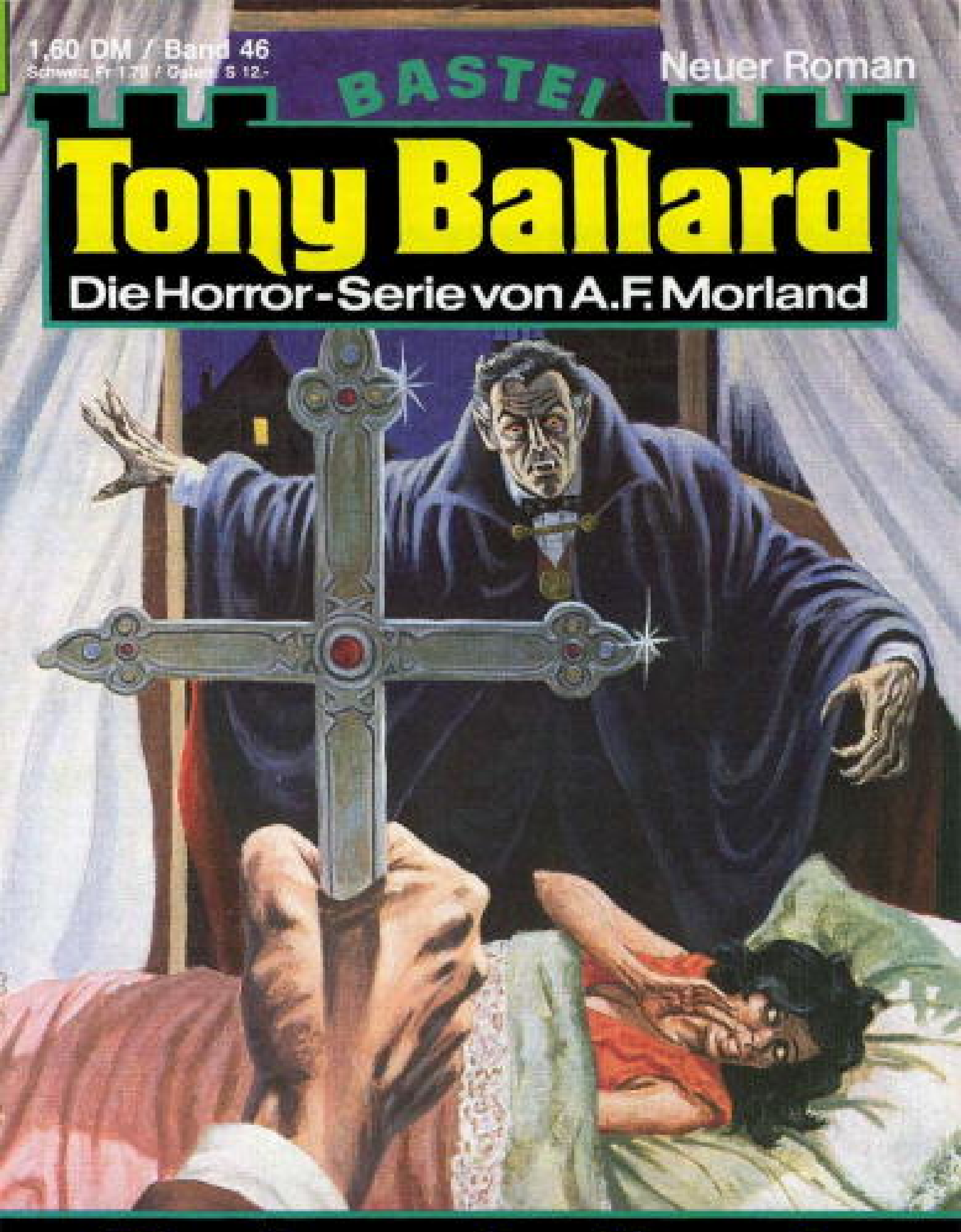


Xendarro, der Vampir



Xendarro, der Vampir

Tony Ballard Nr. 46

von A.F.Morland

erschienen am 22.06.1984

Xendarro, der Vampir

Lautlos bewegte sich das unheimliche Schattenwesen. Zielstrebig näherte es sich dem windschiefen alten Haus. Die große gelbe Scheibe des Mondes stand über dem unscheinbaren spanischen Dorf Granadell und sandte ein fahles Licht zur Erde.

Jetzt blieb die düstere Gestalt stehen. Ein Mann war es, groß und hager, mit blutunterlaufenen Augen und bleichen Zügen. Eine angsterregende Gier ließ seine Lippen zucken.

An seinen Fingern wuchsen lange, spitz zulaufende Nägel, und obwohl sein Körper im Licht des Mondes badete, warf er keinen Schatten.

Denn er war kein Mensch.

Er war Xendarro, der Vampir!

Xendarro erreichte sein Ziel. Seine Blicke aus blutunterlaufenen Augen schweiften über die Nachbarhäuser. Niemand sollte wissen, daß er hier war.

Seine dünne Zunge huschte über die harten Lippen, die zwei lange, spitze Eckzähne entblößten.

Hunger und Durst quälten ihn. Er wollte trinken und es mußte Blut sein, denn nur das konnte ihn sättigen.

Seine Krallen kratzten über die Hausfassade, während er sich der düsteren Veranda zuwandte. Es war das Haus der Salgueros, das er sich ausgesucht hatte, denn die Salgueros hatten eine junge hübsche Tochter.

Carmen hieß sie, und ihr Liebreiz war im ganzen Dorf bekannt.

Die Leute redeten oft über Carmen, die Tochter des Bäckers, und es fiel dabei niemals ein böses Wort.

Auf Umwegen war der Name dem blutgierigen Vampir zu Ohren gekommen, und seither gab es für ihn nur noch ein Ziel: Er wollte Carmen Salguero zu seiner Blutbraut machen.

Er schlich Nacht für Nacht um das Haus, doch bisher hatte er noch keine Möglichkeit gefunden, einzudringen. Es war ihm nicht möglich, sich gewaltsam Einlaß zu verschaffen.

Er mußte warten, bis man ihn entweder einließ, oder bis eine Tür oder ein Fenster offen stand.

In den letzten Nächten war das Wetter schlecht gewesen. Stürme hatten an den Häusern gerüttelt, und schwere Gewitter waren über Granadell niedergegangen.

Gleißende Blitze und prasselnde Regenfälle veranlaßten die Menschen, alle Fenster und Türen geschlossen zu halten, und so suchte der Vampir das Dorf immer wieder vergeblich auf, denn auch Carmens Verandatür war fest verriegelt.

Aber heute, in dieser milden Vollmondnacht, stand ihre Tür einen Spalt offen, und diese Gelegenheit wollte sich Xendarro nicht entgehen lassen.

Er lebte noch nicht lange in dieser Gegend. Früher war er in der trostlosen Sierra de la Pila zu Hause gewesen, doch dort konnte er seinen Bluthunger kaum stillen.

Erstens waren die Menschen seinetwegen sehr vorsichtig und schützten sich mit allen vampirabwehrenden Mitteln, und zweitens lebten in weitem Umkreis fast nur alte Leute, deren Blut er nicht mochte.

Deshalb entschloß er sich eines Nachts, die Sierra de la Pila zu verlassen und sich einen anderen Lebensbereich zu suchen. Dabei stieß er auf Granadell, dieses kleine Dorf vor den Toren Barcelonas.

Er fand in den nahen Bergen ein Versteck, in das er sich tagsüber zurückzog, und von dem aus er nachts seine Streifzüge unternahm.

Vorsichtig setzte das Schattenwesen den Fuß auf die Holzveranda.

Es war Mitternacht, und die meisten Menschen schliefen schon. Nur einige wenige Fenster waren noch erhellt.

Xendarro grinste. Das war seine Zeit. Nachts regierte er, und sein Zepter war die Angst!

Kleine Wölkchen zogen über den nachtschwarzen Himmel, vermochten den Mond aber nicht zu verdecken.

Der Tod ging um in Granadell, aber niemand ahnte es!

Xendarro glitt an der weiß getünchten Mauer entlang. Nur noch wenige Schritte, dann würde er die Verandatür erreicht haben.

Ein leichter Lufthauch bewegte die weißen Gardinen, griff mit seinen unsichtbaren Fingern zu und holte sie aus dem Haus. Sie flatterten hoch und schwangen durch die offene Tür in Carmens Zimmer zurück.

Xendarros Blick wurde starr.

In wenigen Augenblicken würde er für das lange Warten entschädigt werden. Das Mädchen würde sein Leben verlieren, aber es würde nicht tot sein, denn als Vampirin würde sich Carmen bereits in der nächsten Nacht erheben und nach einem Opfer suchen.

Xendarro erreichte die Tür, und er bleckte sein weißes Vampirgebiß.

Er trug einen weiten mitternachtsblauen Umhang, dessen Kragen hochgestellt war, und der vorne mit einer kurzen Goldkette zusammengehalten wurde.

Wenn er die Arme abspreizte, sah es aus, als würde eine riesige Fledermaus ihre Flügel ausbreiten.

Wieder flatterte die weiße Gardine heraus. Sie strich über das schmale Gesicht des Vampirs, als würde sie ihn streicheln und willkommen heißen.

Xendarro betrat das Schlafzimmer des Mädchens. Gleich würde das Grauen zuschlagen…

***

Carmen Salguero schlief nicht, sie tat nur so – und ihr Herz raste.

Vor vier Nächten, als der Sturm an der Verandatür gerüttelt hatte und so um das Haus getobt war, daß das schöne schwarzhaarige Mädchen kein Auge zutun konnte, hatte sie den Vampir zum ersten Mal gesehen.

Ruhelos hatte sie sich im Bett hin und her gewälzt. Ferne Donner grollten, und da sich Carmen vor Gewittern fürchtete, hatte sie sich eine Zeitlang unter der Decke verkrochen.

Aber lange hielt sie es darunter nicht aus, denn es wurde heiß und stickig, und so schlug sie die Decke wieder zurück und atmete mit tiefen Zügen die kühle Luft ein.

Ganz zufällig blickte sie dabei zur verglasten Tür, und ihr blieb das Herz vor Schreck fast stehen, denn sie bemerkte einen Mann, der mit

blutunterlaufenen Augen hereinstarrte.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange er schon dort gestanden hatte.

Die Angst lähmte sie so sehr, daß sie nicht imstande war, um Hilfe zu rufen. Starr wie eine Leiche lag sie im Bett und hoffte, daß der Unheimliche sich nicht gewaltsam Einlaß in ihr kleines Zimmer verschaffte.

Da sie vollkommen still lag, nahm er wohl an, sie würde schlafen.

Als er endlich verschwand, fiel Carmen ein riesiger Stein vom Herzen, aber an Schlaf war in dieser Nacht natürlich nicht mehr zu denken.

In der darauffolgenden Nacht stand der Schreckliche wieder auf der Veranda. Kalte Schauer überliefen das zitternde Mädchen, und wieder konnte sie kein Auge zutun.

Zwei schlaflose Nächte hintereinander ließen Carmen müde und krank aussehen. Ihre Mutter, die sich Sorgen um ihr einziges Kind machte, wollte wissen, was mit ihr los wäre, und Carmen vertraute sich ihr an.

Mutter machte ihr Vorwürfe, weil sie ihr davon nicht schon einen Tag früher erzählt hatte, und dann beriet sich die ganze Bäckersfamilie, auf welche Weise man dem Treiben dieses unheimlichen Mannes Einhalt gebieten könne.

Manuel Salguero glaubte, die richtige Idee zu haben…

Und wieder war es Nacht, und diesmal hinderte den bleichen Fremden keine verschlossene Tür daran, Carmens Zimmer zu betreten.

Als das Mädchen ihn in der Tür stehen sah, drohte sie ihr Mut zu verlassen. Eine panische Angst befiel sie, während sie das leise Rascheln des Stoffes vernahm, als der Vampir sich bewegte.

Sie glaubte, ihr Herz würde so laut schlagen, daß der blasse Mann es hören mußte, und sie zitterte wie Espenlaub. Es waren die schrecklichsten Minuten ihres jungen Lebens.

Näher, immer näher kam das grausame Schattenwesen, und Carmen hatte das Gefühl, daß nicht der Vampir, sondern die Angst sie gleich umbringen würde. In wenigen Augenblicken würde er sich über sie beugen und…

***

Sie hatten sich gründlich besprochen, und nun mußten sie warten.

Es waren bedrückende Stunden für Manuel Salguero und seine Frau Fena, denn es gab für sie nichts Wertvolleres auf der Welt als ihre Tochter, die sie nicht verlieren wollten.

Die Minuten vertickten unendlich langsam. Endlich schlug die alte Pendeluhr zwölfmal. Mitternacht. Manuel Salguero griff nach der schmalen feuchten Hand seiner Frau.

Fena sah ihn verzweifelt an. »Ich habe Angst«, flüsterte sie.

»Mach dir keine Sorgen«, gab er leise zurück. »Es wird alles gut werden. Du mußt Vertrauen haben.«

Sie saßen auf einer gepolsterten Bank, und das Licht des Vollmondes ergoß sich über sie. Keine Lampe brannte im Raum; der Vampir sollte glauben, daß Carmens Eltern schliefen.

»Vielleicht… sollten wir nach Carmen sehen«, meinte Fena Salguero heiser.

Ihr Mann schüttelte den Kopf und drückte ihre Hand. »Wir müssen warten. Wir dürfen ihn nicht verscheuchen, sonst verschwindet er und versucht ein andermal, an unser Kind heranzukommen.«

»Warum?« fragte die Frau schluchzend. »Warum muß es solche schreckliche Kreaturen geben, Manuel?«

»Sie verkörpern das Böse, wurden vom Teufel erschaffen und leben nach den Gesetzen der Hölle.«

»Aber warum?«

Der Bäcker seufzte und zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht, Fena. Es ist so, und wir können uns nur damit abfinden. Vielleicht braucht das Gute ein Gegenstück, damit wir den Kontrast erkennen, wie das Licht als Gegenstück die Dunkelheit braucht. Ich kann dir leider keine bessere Erklärung geben. Vielleicht kann es Pater Pedro.«

Manuel Salgueros Blick wanderte durch den Raum zu dem Priester, den sie in ihr Haus geholt hatten. Stumm und reglos saß der Pfarrer an dem großen Wohnzimmertisch.

Er schien zu meditieren. Es hatte den Anschein, als wäre er mit seinen Gedanken weit weg, doch das traf nicht zu. Pater Pedro versuchte sich auf die Geräusche im Haus zu konzentrieren, denn wenn er nicht rechtzeitig etwas gegen den Vampir unternahm, war Carmen verloren.

Als ihn der Bäcker um Hilfe bat, erklärte er sich dazu sofort bereit, und er führte ein ausführliches Gespräch mit Carmen, wonach für ihn feststand, daß es sich bei dem Mann, der keinen Schatten warf, um einen Vampir handelte.

Sein Vorschlag, wie man dem gefährlichen Blutsauger zu Leibe rücken sollte, wurde von der Bäckersfamilie dankbar angenommen.

Manuel Salguero war bereit, alles zu tun, um seine Tochter zu retten.

Pater Pedro traf bei Einbruch der Dunkelheit seine Vorbereitungen. Er salbte Carmen und besprengte das Bett mit geweihtem Wasser. Aber er konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob diese Maßnahmen wirksam genug waren, um den gierigen Blutsauger von ihr fernzuhalten.

Je größer die Gier war, desto mehr riskierten diese Schattenwesen, und manchmal nahmen sie sogar große Schmerzen auf sich, um ihr Ziel zu erreichen.

Das wußte Pater Pedro aus Büchern. Er selbst hatte noch nie mit einem Vampir zu tun gehabt, deshalb konnte er nur hoffen, daß er die Feuertaufe gut überstand und Carmen zu schützen imstande war.

Ein großes Silberkreuz, schlicht in der Form, an den Enden mit Edelsteinen besetzt, lag vor ihm auf dem Tisch, und auf dieses Kruzifix war sein Blick unentwegt gerichtet.

Damit wollte er den Blutsauger bekämpfen. Den Anblick eines Kreuzes können Vampire nur unter Qualen ertragen. Dieses Kreuz war noch dazu aus Silber und geweiht.

Es würde dem Schattenwesen besonders zusetzen, und Pater Pedro glaubte fest, daß es ihm gelingen würde, den Vampir für immer von diesem Haus zu verbannen.

Insgeheim hegte er den Wunsch, dem Blutsauger sein unseliges Leben nehmen zu können, aber das würde ihm wohl nur gelingen, wenn der Himmel ihm beistand.

Er war ein Mann um die Fünfzig, hatte nur noch einen Haarkranz auf dem Kopf, helle, gütige Augen und ein großes Herz für seine Gemeinde. Man konnte mit jedem Problem zu ihm kommen, jeder fand bei ihm ein offenes Ohr, und wenn er helfen konnte, tat er es, ohne dafür Dank zu erwarten.

Er war ein guter, sanfter Hirte, dessen Kontakt zu seiner Gemeinde vorbildlich war. Er stand ganz im Dienste der Menschen, die in Granadell lebten.

Das war manchmal sehr anstrengend, aber er hatte sich noch nie beklagt, denn darin sah er seine Aufgabe und seinen Lebensinhalt.

Dieses endlose Warten machte auch ihn mürbe und nervös. Er wurde allmählich unsicher. Hatten die dämonenabweisende Salbe und das Weihwasser versagt?

War der Vampir bereits über Carmen hergefallen?

Es war mit Carmen vereinbart, daß sie schreien sollte, sobald sich der Blutsauger in ihrem Zimmer befand. Wenn ihre Stimme aber vor Angst versagte – was dann?

Pater Pedro hatte ein langes Gespräch mit ihr geführt und ihr erklärt, daß sie sich nicht zu fürchten brauche, da es dem Vampir nicht möglich sein würde, sie zu berühren.

Er hatte versucht, dem Mädchen Mut zu machen, und Carmen hatte auch großes Vertrauen gezeigt. Aber nun war sie seit Stunden allein.

Da fangen Zweifel an zu nagen… Und Zweifel sind ein guter Nährboden für Unsicherheit und Angst!

Pater Pedro fuhr sich mit der Hand über die Glatze, wandte den Kopf und sah das bangende Ehepaar an.

»Vielleicht kommt er nicht«, sagte der Bäcker leise. »Vielleicht weiß er, daß wir auf ihn warten.«

»Wir haben Vollmond. In solchen Nächten ist die Gier dieser Unholde

noch größer«, erwiderte Pater Pedro.
Fena Salguero unterdrückte ein lautes Schluchzen. »Mein Kind, mein armes Kind«, flüsterte sie und schüttelte fassungslos den Kopf.
Sie verstand immer noch nicht, warum es Vampire gab, und sie begriff auch nicht, warum sich dieser schreckliche Blutsauger ausgerechnet ihre Tochter ausgesucht hatte.
Ihr Mann wollte etwas sagen, doch Don Pedro ließ ihn mit einer raschen Handbewegung verstummen. Manuel Salguero schaute den Priester mit großen Augen an.
»Ich glaube, jetzt ist er hier«, sagte der Pfarrer.
»Ich habe nichts gehört«, sagte der Bäcker.
Merkwürdig, dachte Pater Pedro. Mir kommt vor, als könnte ich seine Nähe spüren. Da ist eine Kälte in mir… kann das Einbildung sein?
Er hob den Kopf, hielt den Atem an und lauschte.
Und dann gellte Carmens schriller Schrei durch das finstere Haus!

***

Pater Pedro sprang auf. Er schnappte sich das Kruzifix und stürmte los. Carmens Leben hing in diesem Moment an einem seidenen Faden.
Wenn ihr nicht schnellstens jemand Beistand leistete, war sie nicht mehr zu retten. Die Todesangst konnte sie aus dem mit Weihwasser präparierten Bett treiben, dann schützte nur noch die Salbe sie, aber würde das ausreichen?
Auch Manuel und Fena Salguero sprangen auf. Die Frau klammerte sich zitternd an ihren Mann.
»Es ist soweit, Manuel! Dieser blutgierige Teufel ist in Carmens Zimmer! O Madonna!«
»Beruhige dich, Fena!« sagte der Bäcker eindringlich. »Ich bitte dich, beruhige dich! Wir dürfen jetzt nicht die Nerven verlieren, das wäre schlimm…«
Der Priester erreichte die Tür, die in Carmens Zimmer führte. Er drehte den Knauf und warf sich mit der Schulter gegen das Holz.
Einen Augenblick später knallte die Tür gegen die Wand, und Don Pedro erblickte den grauenerregenden Vampir.
Carmen lag im Bett. Sie trug ein blutrotes Nachthemd, ihr vor Angst verzerrtes Gesicht war von dem Blutsauger abgewandt, und Panik schimmerte in ihren Augen.
Pater Pedro hob das Kruzifix.
Xendarros Gesicht verzerrte sich. Er hob die Krallenhände und wich fauchend zurück. Weit riß er sein Vampirmaul auf, und der Priester erschauerte beim Anblick der gefährlichen Zähne.
Xendarro hieb mit seinen Klauen in die Luft und schützte seine roten Augen immer wieder mit den Armen. Von dem geweihten Silber ging

eine Kraft aus, die im Körper des Schattenwesens ein heißes Zerren und Reißen auslöste.

Der Blutsauger wankte einen weiteren Schritt zurück, und Pater Pedro glaubte die Möglichkeit zu erkennen, den Vampir zu vernichten. Mit vorgestrecktem Kruzifix preschte er um das Bett herum.

Er mobilisierte seinen ganzen Mut und griff die Bestie an, während Carmen, die es nicht mehr länger im Bett aushielt, fluchtartig den Raum verließ.

Wie schrecklich ist es, den Lockvogel für einen Vampir zu spielen, das wußte Carmen nun, und sie war heilfroh, daß dieser Wahnsinn nun vorbei war.

Im Wohnzimmer warf sie sich in die Arme ihrer Mutter, und sie weinten beide.

»Kind! Kind!« sagte Fena Salguero immer wieder und streichelte mit zitternder Hand über das lackschwarze Haar ihrer Tochter. »Ist dir auch wirklich nichts passiert?«

Xendarro knurrte und fauchte. Pater Pedro griff ihn beherzt an. Er drang mit dem Kruzifix in der Hand auf den Vampir ein, und einen Moment hatte es den Anschein, als würde der Blutsauger die Flucht ergreifen.

Aber dann siegte Xendarros Haß.

Seine Hände zuckten hoch, die Finger krallten sich in den Vorhang, er riß den weißen Stoff herunter und warf ihn über den Pfarrer. Dann traf Pater Pedro ein schmerzhafter Schlag, und ein Tritt gegen seinen Unterarm machte seine Finger taub und gefühllos.

Das Kruzifix rutschte ihm aus der Hand, und von diesem Augenblick an hatte Xendarro Oberwasser. Hart packte er zu. Seine Finger umschlossen die Arme des Priesters wie Stahlklammern.

Er drehte sich mit Pater Pedro, der unter dem Vorhangstoff wie ein Fisch im Netz zappelte, und schleuderte ihn gegen die Wand.

Der Mann Gottes stöhnte benommen auf. Kreise tanzten vor seinen Augen, sein Rücken schmerzte, und sein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen.

Konnte er mit diesem Teufel fertigwerden? Er war fünfzig, noch nicht alt, aber auch nicht mehr der Jüngste, und er war in seinem Leben noch nie ein Kämpfer gewesen.

Er schlug die, die es nötig hatten, mit Worten. Und nun mußte er zum erstenmal im Leben die Fäuste gebrauchen!

Der Vampir ließ ihn kurz los, aber nur, um seine Hände um Pater Pedros Hals zu legen. Je wilder sich der Priester wehrte, desto mehr verstrickte er sich in der Gardine.

Und der Vampir drückte gnadenlos zu!

Der Druck war sehr schmerzhaft und machte dem Pfarrer das Atmen unmöglich. Was auch immer Don Pedro anstellte, er hatte damit

keinen Erfolg.

Sollte er dem Vampir zum Opfer fallen? Konnte er dieses furchtbare Unglück nicht mehr von sich abwenden?

Das Schattenwesen wollte ihn nicht erwürgen; es würde ihn loslassen, sobald er ohnmächtig geworden war, und dann würde es sein Blut trinken, ihn zu einem ebensolchen Ungeheuer machen.

Der Pfarrer von Granadell – ein Vampir!

Nein! Dazu durfte es nicht kommen. Pater Pedro lehnte sich verzweifelt dagegen auf. Herr, laß es nicht zu, daß diese Bestie mich zum Blutsauger macht! schrie es in ihm.

Aber seine Bitte schien sich nicht zu erfüllen.

Pater Pedro spürte, wie ihm die Sinne langsam schwanden, und er konnte es nicht verhindern.

***

Manuel Salguero hörte den Kampflärm im Schlafzimmer seiner Tochter und glaubte, dem Priester beistehen zu müssen. »Don Pedro scheint mit dem Vampir allein nicht fertigzuwerden«, preßte der Bäcker heiser hervor. »Ich muß ihm helfen.«

»Sei vorsichtig, Manuel«, schluchzte Fena.

»Egal, was passiert, ihr rührt euch nicht von der Stelle!«

Fena nickte, und der Bäcker stürzte in Carmens Schlafzimmer, wo ein furchtbarer Kampf tobte. Ein Kampf, den Pater Pedro schon so gut wie verloren hatte.

Als Manuel Salguero das sah, stockte ihm der Atem. Der Vampir durfte nicht siegen. Der Bäcker entdeckte das Kruzifix und nahm es an sich.

Das schwere Kreuz verlieh ihm Kraft und Selbstvertrauen. Er sprang über das Bett, und Xendarro fühlte die plötzliche neuerliche Bedrohung.

Augenblicklich ließ er von dem Priester ab und wandte sich dem Bäcker zu. Dieser wollte ihm das Kruzifix vor das bleiche Gesicht halten, doch der Blutsauger bewies, daß er unheimlich schnell zu reagieren vermochte.

Er tauchte nach unten weg und gab dem Bäcker einen gemeinen Tritt. Doch im Fallen streifte Manuel Salguero das Schattenwesen, und die Wirkung war verblüffend.

Xendarro brüllte entsetzt auf, sprang zurück, prallte mit dem Rücken gegen die Wand und fuhr herum, weil ihm der Anblick des Kreuzes unerträglich geworden war.

Blind vor Panik jagte er auf die Veranda hinaus. Er warf sich buchstäblich in die Finsternis hinein.

Als der Bäcker auf die Veranda trat, war der Vampir nicht mehr zu sehen.

Manuel Salguero machte gleich wieder kehrt und kümmerte sich um Pater Pedro. Er befreite den Priester vom Vorhang und war ihm beim Aufstehen behilflich.

»Er ist weg, Pater«, sagte der Bäcker krächzend. »Wir haben ihn vertrieben! Ich habe ihn verjagt! Wer hätte das gedacht? Ich hätte ihn beinahe vernichtet, es fehlte wirklich nicht viel! Das Wunder des Kreuzes hat dieses Ungeheuer besiegt!«

Salguero drückte das silberne Kruzifix an die Lippen und küßte es in inniger Dankbarkeit.

»Die Macht des Kreuzes hat die Kraft der Hölle gebrochen!« stieß der Bäcker aufgeregt hervor. »Welch ein Glück! Welch großes, unschätzbares Glück!«

Pater Pedro massierte seinen schmerzenden Hals, und er sandte ein stummes Dankgebet zum Himmel, denn die Konfrontation mit dem Bösen hätte verheerend ausgehen können.

Er nahm von Salguero das Kruzifix entgegen, das nicht ihm persönlich, sondern der Kirche gehörte, und lächelte matt. »Man sieht ihm eigentlich nicht an, wieviel Kraft in ihm steckt.«

»Aber es ist stark! Es kann die Hölle besiegen!« sagte der Bäcker überschwenglich.

Jetzt drehten sie das Licht im Haus an, und Pater Pedro sagte zu den Salgueros: »Ich glaube nicht, daß euch der Vampir noch einmal belästigen wird. Was er hier erlebte, wird ihm in schlechter Erinnerung bleiben. Ich denke, daß er euer Haus von nun an meiden wird.«

»Einen riesigen Bogen soll er um unser Haus machen!« rief der Bäcker leidenschaftlich aus. »Denn wenn er sich hier noch einmal blicken läßt, machen wir ihm den Garaus!«

Zur Sicherheit versah der Priester alle Türen und Fenster mit dämonenbannenden Zeichen. Er verwendete dafür eine geweihte weiße Kreide.

Carmen und Fena Salguero erholten sich von dem Schock. Der Schrecken, den der Besuch des Vampirs ausgelöst hatte, ebbte langsam ab, und da es für Pater Pedro nichts mehr zu tun gab, sagte er, daß er nun nach Hause gehen wolle.

Salguero kratzte sich hinter dem Ohr. »Pater… äh … Sie haben so viel für uns getan, wir stehen tief in Ihrer Schuld.«

»Wer Hilfe braucht, bekommt sie von mir«, sagte der Priester bescheiden.

»Ich möchte mich irgendwie erkenntlich zeigen… Eine Spende!«

sagte er, einer plötzlichen Eingebung folgend. »Ja, ich werde der Kirche eine großzügige Spende zukommen lassen, das ist mir das Leben meiner Tochter wert. Und Sie, Don Pedro… Sie werden von uns von morgen an bis ans Ende Ihrer Tage gratis mit Brot und Gebäck

beliefert. Ich hoffe, Sie nehmen das an.«

Der Priester lächelte mild. »Nun, wenn ihr euch damit nicht in Unkosten stürzt, bin ich gern bereit, mir euer Geschenk schmecken zu lassen.«

Der Bäcker lachte laut und schlug den Pfarrer auf die Schulter.

»Das ist ein Wort… Oh, Entschuldigung, Don Pedro. Das war wohl eben ein bißchen respektlos. Aber mich hat die Freude übermannt.«

»Es gibt nichts zu entschuldigen«, erwiderte der Priester.

Manuel Salguero geleitete ihn zur Tür, nachdem Don Pedro sich von Carmen und deren Mutter verabschiedet hatte.

»Ein Vampir in unserem Dorf«, sagte der Bäcker, als er mit dem Pfarrer allein war. »Woher kommt er?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, mußte Pater Pedro zugeben.

»Wie geht es nun weiter? Müssen wir nicht versuchen, den Blutsauger zur Strecke zu bringen?« fragte Salguero.

»Wenn wir Glück haben, reicht ihm das, was er heute nacht erlebte, und er verschwindet aus unserer Gegend.«

»Das wäre zwar schön für Granadell, aber dann treibt er anderswo sein Unwesen.«

»Vielleicht kehrt er dorthin zurück, woher er kam – wo immer das sein mag. Vielleicht heftet sich eines Tages ein Vampirjäger an seine Fersen, dann geht es ihm an den Kragen.«

»Aber bis dahin sind viele Menschen in Gefahr.«

»Wir werden die Augen offenhalten«, sagte Pater Pedro. »Sollte jemand das Versteck des Vampirs entdecken, werde ich nicht davor zurückschrecken, ihm noch einmal entgegenzutreten, und ich werde beim zweitenmal vorsichtiger sein, denn erst jetzt weiß ich, wie gefährlich dieser Blutsauger sein kann.«

»Wenn Sie Hilfe brauchen, Pater, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Danke.«

»Wir müssen zusammenhalten, denn Einigkeit macht stark, und mit dieser Stärke, unterstützt von der Kraft unseres Glaubens, können wir den Unhold vernichten.«

Pater Pedro nickte. »Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Pater, und nochmals herzlichen Dank für Ihre selbstlose Hilfe. Seien Sie auf dem Heimweg vorsichtig.«

»Ich glaube, heute nacht hat von dem Blutsauger niemand mehr etwas zu befürchten«, sagte der Priester und verließ das Haus des Bäckers.

Niemand störte die Stille und den Frieden des kleinen spanischen Dorfes.

In der Sakristei sank Pater Pedro vor dem kleinen Altar auf die Knie und dankte dem Herrn dafür, daß er seine schützende Hand über ihn

gehalten hatte.

***

Wir standen im Keller meines Hauses. Klobige Ohrenschützer deckten meine Lauscher ab, und ich feuerte mit meinem Colt Diamondback auf die Zielscheibe.

Selbstverständlich verwendete ich dafür keine geweihten Silberkugeln, sondern normale Munition. Die elektronische Anzeige präsentierte mir eine Trefferleistung, mit der ich zufrieden sein konnte.

Neben mir stand meine blonde Freundin Vicky Bonney. Sie gab jeweils eine Serie von vier Schüssen ab und lud die vierläufige Derringer-Pistole anschließend nach.

Auch ihre Treffsicherheit ließ nichts zu wünschen übrig. Sie nahm ihre Aufgabe sehr ernst, hatte in den letzten Monaten viel dazugelernt, und ich trainierte sie weiter in allen erdenklichen Disziplinen, damit sich ihre Siegeschancen erhöhten, falls sie das Ziel einer schwarzen Attacke wurde.

Ich lud den Diamondback ein letztes Mal mit dem Speed loader.

Der Vorteil davon war, daß ich gleich alle sechs Kammern der Trommel auf einmal laden konnte.

Mir ging es beim Schießen nicht nur darum, alle Kugeln ins Zentrum zu bringen, sondern ich achtete auch darauf, daß die Zeit stimmte, denn während meiner Einsätze waren oft Sekundenbruchteile entscheidend.

Mit gegrätschten Beinen, leicht in der Hocke, stand ich da und hielt den Colt im Beidhandanschlag, und dann jagte ich die Kugeln in rascher Folge durch den Lauf.

Alle Geschosse saßen im schwarzen Feld. Das letzte Projektil hatte etwas höher eingeschlagen, doch wenn ich einen schwarzen Gegner vor mir gehabt hätte, wäre auch dieser Treffer tödlich gewesen.

Ich nahm die Schallschützer ab und hängte sie an einen Haken.

»Das reicht für heute.«

Vicky Bonney beendete ihr Schlußtraining ebenfalls. Wir verließen den Schießstand und gingen nach oben.

Ich nahm mir einen Pernod und drehte mich mit dem Glas in der Hand um. Zwischen meinen Schläfen war ein unangenehmer Druck, und ich fühlte ein kaltes Brennen in mir.

Irgend etwas stimmte nicht mit mir, aber ich vermochte nicht zu sagen, was es war. Vielleicht war so etwas Banales wie eine Grippe im Anzug.

Davor sind auch Privatdetektive, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Geister und Dämonen zu jagen, nicht gefeit. Ich nahm einen Schluck von meinem Lieblingsgetränk und stellte fest, daß der Pernod

mir nicht schmeckte.
Ich mußte wirklich krank sein.
Vicky sah, wie ich mein Gesicht verzog und das Glas zurückstellte.
Sie kam zu mir und schlang ihre Arme um meinen Hals. Für gewöhnlich war mir das sehr angenehm.
Aber heute…
Ihre veilchenblauen Augen strahlten mich aus nächster Nähe an.
»Was ist los mit dir, Tony?«
»Ich wollte, ich wüßte es.«
»Du bist heute so schweigsam, so schrecklich ernst. Hast du Sorgen?«
Die hatte ich natürlich auch, immerhin hatte mir Mr. Silver erst kürzlich von einer schrecklichen Ahnung erzählt, daß jemandem aus unserem engsten Freundeskreis der Tod drohte. [1]
Aber das war es nicht allein, was mich schweigsam und ernst machte. Wenn ich in mich hineinhorchte, stieß ich auf etwas, das ich nicht begreifen konnte, und das machte mir zusätzlichen Kummer.
Was passierte mit mir? Vollzog sich tief in meinem Innern eine Wesensänderung? Manchmal hatte ich diesen Eindruck. Aber was hatte diese Veränderung ausgelöst?
»Nun sag schon, was du hast, Tony«, sagte Vicky und küßte mich zärtlich auf den Mund.
Damit machte sie mich bisher immer schwach, doch diesmal…
Ich empfand nichts bei diesem Kuß, nur Kälte war in mir, und ich sah in Vicky Bonney eine Fremde. Das war alarmierend, denn bis vor kurzem hatte ich Vicky mehr als mein Leben geliebt.
Ich versuchte zu ergründen, wann ich mich anders zu fühlen begann, aber die Grenze war zu sehr verwischt, ein genauer Zeitpunkt ließ sich nicht feststellen.
Aber genau das wäre wichtig gewesen, um den Grund für diese Entfremdung zu finden.
»Ich fühle mich einfach nicht wohl«, erklärte ich ausweichend.
Vicky legte mir die Hand auf die Stirn. »Hast du Fieber?«
»Nein. Es ist mehr so ein allgemeines Unwohlsein.«
»Du hattest in letzter Zeit sehr viel zu tun.«
Das stimmte, ich hatte wirklich eine ganze Menge um die Ohren gehabt. Vielleicht hatte ich mich übernommen, und ich brauchte Zeit zum Regenerieren.
Wir setzten uns, und ich versuchte, Vicky meinen Zustand zu beschreiben.
»Merkwürdige Symptome«, sagte sie.
»Ich krieg' das schon irgendwie in den Griff«, erwiderte ich.
»Vielleicht solltest du dich mal von einem Ärzteteam auf Herz und Nieren untersuchen lassen.«
Ich nickte zwar, wußte aber, daß es dazu nie kommen würde, denn

ich bildete mir mehr und mehr ein, daß mir kein Arzt, nicht einmal der tüchtigste, helfen konnte.

Ich war krank.

Möglicherweise vergiftet – aber wovon?

***

Cipriano Valdenebro hetzte durch die Vollmondnacht.

Es war dieselbe Nacht, in der Xendarro eine schmerzliche Niederlage erlitt, und Cipriano Valdenebro war ein Bewohner desselben Dorfes.

Angst und Schrecken entstellten sein häßliches Gesicht, auf dem glänzend der Schweiß hing. Er keuchte schwer, und ein stechender Schmerz saß in seiner Seite.

Ihm war, als würde ein Dolch in seinem Körper stecken. Jeder Schritt war für ihn eine Tortur, dennoch blieb er nicht stehen, denn er fürchtete um sein Leben. Die Kirche war sein Ziel.

Pater Pedro würde ihn anhören und ihm helfen. Man konnte mit jedem Problem zu ihm kommen. Auch mit einem, das die Hölle ausgespien hatte.

Für Valdenebro war das, was er gesehen hatte, unfaßbar, aber ein Irrtum war ausgeschlossen. Er hatte gute Augen, und die Vollmondnacht war hell.

Valdenebro stolperte über das Kopfsteinpflaster, und dann stürzte er über einen der Granitwürfel, der weiter als die anderen hochragte. Ein heftiger Schmerz durchzuckte seine Knie.

Er fing sich mit den Händen ab und brauchte einige Augenblicke, um den Sturz zu verkraften. Nervös lauschte er. Tappten da nicht Schritte durch die Nacht?

Sie waren hinter ihm her, und sie konnten dafür nur einen einzigen Grund haben: Sie wollten ihn töten!

Verzweifelt kämpfte er sich hoch und setzte seine Flucht fort. Er hatte kaum noch die Kraft, die Füße zu heben.

Granadell war ein winziges Nest, verdammt noch mal, wieso war es dann aber so weit bis zur Kirche?

Nicht fluchen! dachte Cipriano Valdenebro. Du darfst nicht fluchen, nicht einmal in Gedanken! Lauf, Cipriano, lauf! Die Kirche ist die Rettung! Nur sie!

Als er wieder Schritte hörte, warf er einen gehetzten Blick zurück.

Huschte dort jemand durch die Dunkelheit? Der verstörte Mann bildete sich plötzlich ein, auch vor sich Schritte zu vernehmen.

Sie versuchten, ihm den Weg abzuschneiden, wollten ihn in die Zange nehmen. Sein Vorteil war, daß er sich in Granadell besser auskannte als sie.

Jeden Winkel kannte er in diesem Dorf, jedes Versteck war ihm vertraut. Er änderte sofort die Laufrichtung und verschwand in einer

finsteren Gasse.

Die Häuser standen hier so eng beisammen, daß er sie berühren konnte, wenn er die Arme abspreizte. Er rutschte über einen faulen Apfel, der auf dem Boden lag, glitt darauf aus und stürzte abermals.

Diesmal tat ihm der Aufprall so weh, daß er beinahe laut aufgebrüllt hätte. Erschrocken preßte er die Lippen zusammen.

Natürlich wollte er sofort wieder aufstehen, aber sein angeschlagener, ausgelaugter Körper machte nicht mit. Er drehte sich auf den Rücken und versuchte zu Kräften zu kommen.

Jetzt suchten sie ihn, und sie würden auch in diese Gasse kommen, diese Höllenkreaturen. Es würde nicht lange dauern, bis sie ihn entdeckt hatten!

Valdenebro schluckte trocken. Schweißnaß war seine Kleidung, und sein Körper war eine Quelle des Schmerzes.

Weiter! sagte er sich verbissen. Ich muß weiter! Sie dürfen mich nicht finden!

Umständlich erhob er sich. Die ersten Schritte stakste er, dann fing er wieder an zu laufen. Immer wieder fiel er gegen eine Hausmauer.

Er schleifte oft mehrere Meter mit der Schulter daran entlang, ehe es ihm gelang, sich davon wieder abzustemmen. All seine Gelenke schienen ausgeleiert zu sein, er hatte kaum noch Halt in den Schuhen, und seine Hoffnung, die Kirche heil zu erreichen, schwand mehr und mehr.

Atemlos erreichte er schmale, flache Stufen. Seine Schenkel brannten wie Feuer, er stützte sich links und rechts ab, zog sich mit den Armen vorwärts, trieb sich trotz zunehmender Entkräftung zu immer größerer Eile an.

Als er die letzte von zehn Stufen hinter sich gebracht hatte, brach er erschöpft zusammen. Er konnte nicht mehr weiter, war am Ende.

Aber da war ein finsterer Kellerabgang. Auf diesen kroch er zu, und er polterte die Treppe hinunter. Die Stufen hämmerten in seinen Körper.

Er spürte die Schläge kaum noch, zog zitternd die Beine an, machte sich ganz klein und lag vollkommen still, denn seine einzige Chance bestand darin, daß sie ihn übersahen.

Überdeutlich vernahm er ihre Schritte. Sie näherten sich dem Kellerabgang, und er hatte nicht den Mut, nach oben zu blicken. Er vergrub den Kopf unter den Armen und wäre froh gewesen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, im Boden zu versinken.

Als ihre Schritte ganz nahe waren, zwang er sich dazu, den Atem anzuhalten. Es war eine fast übermenschliche Anstrengung, und er hielt auch nicht lange durch.

Aber doch so lange, bis sie an ihm vorbei waren.

Sie hatten ihn nicht entdeckt! Sein Herz machte einen

Freudensprung. Sollte er doch das Glück haben, dieses schreckliche Erlebnis heil zu überstehen?

Er wagte noch nicht zu hoffen. Ganz still lag er vor der Kellertür und wartete. Doch da er befürchtete, die Höllenwesen könnten zurückkommen, hielt es ihn nicht lange hier.

Vorsichtig hob er den Kopf. Durfte er dem Frieden trauen? Argwöhnisch tauchte er aus der Versenkung auf. Nichts geschah. Das machte ihm Mut.

Er setzte seinen Weg zur Kirche fort, und es grenzte für ihn an ein kleines Wunder, daß ihn niemand daran hinderte, sie zu erreichen.

***

Pater Pedro war von der Begegnung mit dem Vampir derart aufgewühlt, daß er es als zwecklos ansah, zu Bett zu gehen. Er hätte unmöglich schlafen können, und wach wollte er nicht im Bett liegen.

Vielleicht würde er sich in ein bis zwei Stunden beruhigt haben und mit bleischweren Gliedern ins Bett fallen. Bis dahin wollte er arbeiten.

Es gab vieles zu erledigen, wozu er bisher nicht gekommen war.

Unter anderem wollte er einen Brief an den Kardinal schreiben, einen Bittbrief Bedürftiger befürworten und sich darum bemühen, daß ein junges Paar, das vor zwei Wochen nach Granadell gekommen war, Arbeit fand…

Den Brief an den Kardinal schob er vorerst beiseite, denn der mußte wohl überlegt sein, die Argumente mußten überzeugen, der Stil bestechen…

Deshalb nahm er sich zuerst den Bittbrief her, doch er kam nicht dazu, ihn noch einmal durchzulesen, denn jemand trommelte mit Fäusten gegen die Pfarrhaustür.

»Pater Pedro! Pater Pedro!«

Der Priester erhob sich und begab sich zur Tür. Er schob den schweren Eisenriegel zur Seite und öffnete.

Cipriano Valdenebro fiel ihm fast in die Arme. Der Mann machte einen gehetzten, verstörten Eindruck. Er eilte an dem Pfarrer vorbei und keuchte: »Machen Sie die Tür zu! Schnell! Sie sind hinter mir her!«

»Wer?« fragte Pater Pedro.

»Die Tür! Bitte!« flehte der wankende Mann.

Der Pater drückte die Tür erst zu, nachdem er einen Blick nach draußen geworfen hatte. Sein erster Gedanke hatte natürlich dem Vampir gegolten.

Aber Cipriano Valdenebro hatte von mehreren gesprochen. Gab es etwa mehrere Vampire in Granadell?

Wie soll ich es gleich mit mehreren Blutsaugern aufnehmen? schoß es Pater Pedro durch den Kopf. Ich hatte bereits mit diesem einen

Schattenwesen meine liebe Not.

Er musterte Valdenebro eingehend. Der Mann war bekannt dafür, daß er viel und gern trank. Manchmal fand man ihn volltrunken irgendwo im Straßengraben, oder er lag in einem Weizenfeld oder unter Olivenbäumen und wußte nicht einmal mehr, wie er hieß.

Pater Pedro hatte ihn deswegen schon einige Male ins Gebet genommen. Cipriano hatte eigentlich keinen Grund, sich manchmal bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken.

Er war Schneider und fand mit seinem Verdienst sein Auskommen. Er hatte keine Frau, die ihm Sorgen machte und keine Kinder, die ihn ärgerten.

Es war einfach der Alkohol, der ihm manchmal zu gut schmeckte, und es hatte den Anschein, als hätte er heute nacht zudem noch Halluzinationen.

»Hast du wieder getrunken, Cipriano?« fragte Pater Pedro streng.

Valdenebro riß die Augen auf. »Keinen Tropfen, Pater! Ich schwöre es bei meinem Augenlicht! Meinen letzten Rausch hatte ich vor zwei Wochen! Seither nichts mehr.«

»Was ist passiert?« wollte der Priester wissen. Er forderte Valdenebro auf, Platz zu nehmen.

Der Mann ließ sich ächzend auf einen Stuhl fallen. Er blickte ängstlich zu den Fenstern. »Sind wir hier sicher?«

»Niemand wird es wagen, gewaltsam in das Pfarrhaus einzudringen«, sagte der Pfarrer.

Valdenebro klemmte die Hände zwischen seine Knie und schüttelte immer wieder den Kopf. »Don Pedro, Sie sind ein Mann Gottes, Sie kennen das Gute – aber kennen Sie auch das Böse?«

Ich habe es heute nacht kennengelernt, dachte der Pfarrer.

»Leider können wir die Existenz des Bösen nicht leugnen«, sagte er.
»Was führt diese Höllenwesen hierher?« fragte Valdenebro mit bebender Stimme. »Was suchen sie in Granadell? Unser winziges Dorf sollte für sie doch viel zu uninteressant sein.«

»Von wem sprichst du?« fragte der Priester beunruhigt. Er setzte sich ebenfalls. Spie die Hölle auf einmal schwarze Wesen aus, die das kleine Dorf heimsuchen sollten?

Cipriano Valdenebro fuhr sich mit den Fingern durch das nasse Haar. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Er sah den Pfarrer an und blickte gleichzeitig durch ihn durch.

»Ich war zu Hause, Don Pedro, habe gearbeitet«, begann er umständlich. »Miguel Garcia hat bei mir einen Anzug bestellt, den er übermorgen tragen möchte. Sein Schwager hat ihn nach Barcelona eingeladen, und Miguel möchte Eindruck machen.«

»Kleider machen Leute.«

»So ist es nun mal auf der Welt, Don Pedro«, sagte der Schneider.

»Um den Anzug rechtzeitig liefern zu können, mußte ich mich ranhalten. Noch einmal möchte ich betonen, daß ich keinen Tropfen getrunken habe.«

»Na schön«, sagte der Priester. »Du warst zu Hause, warst nüchtern und hast gearbeitet.«

»Ja, so war es«, bestätigte Valdenebro und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht. »Ich machte nur eine kurze Pause, um mir in der Küche ein Stück Knoblauchwurst zu holen. Und da sah ich sie…!«

Der Schneider brach ab und legte die Hände auf sein Gesicht. Pater Pedro sah, wie die Finger des Mannes zuckten. Valdenebro atmete die Luft immer wieder scharf ein.

»Ich dachte«, fuhr er nach einer Weile fort, »ich hätte den Verstand verloren. Ich glaubte tatsächlich, verrückt geworden zu sein, denn was ich sah, darf es eigentlich nicht geben.«

Der Priester schwieg. Es waren keine Zwischenfragen nötig; Cipriano würde von selbst weitererzählen.

»Mir kam vor, als würden sie jemanden suchen«, sagte Valdenebro, »und als sie auf mein Haus zukamen, rannte ich durch die Hintertür, aber dort waren auch welche. Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich im Haus geblieben wäre. Als ich floh, fühlten sie sich vielleicht herausgefordert, jedenfalls wollten sie mich packen. Ich ergriff in heller Panik die Flucht…«

Er schilderte die Einzelheiten seiner überstürzten Flucht und regte sich dabei so auf, daß er krebsrot wurde.

»Ich nehme an, du hältst deine Verfolger für keine Menschen«, sagte Pater Pedro, als Valdenebro endlich schwieg.

Der Schneider lachte schrill. »Menschen! Mein Gott! Nein, das sind keine Menschen, Pater! Das sind Ungeheuer! Höllenwesen! Ich weiß nicht, was sie in unserem friedlichen Dorf suchen, aber ich bin davon überzeugt, daß sie jedem den Tod bringen, den sie erwischen.«

»Würdest du diese Wesen beschreiben, Cipriano?«

»Sie sind von gedrungener Gestalt, haben eine grün glänzende Haut und stumpfe Hörner auf ihrem kahlen Kopf, und in ihren Mäulern tragen sie gelbe Rattenzähne. Ich habe soviel Scheußlichkeit noch nie gesehen.«

»Wie viele waren es?«

»Ich zählte fünf, aber es können auch mehr sein.«

»Und sie durchstreifen in diesen Augenblicken unser Dorf.«

»Weil sie jemanden suchen«, sagte Cipriano Valdenebro.

»Dich.«

»Ja, mich jetzt auch, aber sie suchen auch noch jemand anders. Schließlich können sie unmöglich meinetwegen nach Granadell gekommen sein.«

Suchen Sie etwa den Vampir? fragte sich Pater Pedro. Haben sie die Absicht, sich mit dem Blutsauger zu verbünden? Soll mein Dorf ein Hort des Bösen werden? Das darf ich nicht zulassen.

Der Pfarrer erhob sich und ging zum Fenster.

Valdenebro blickte ihm nervös und ängstlich nach. Pater Pedro blickte in die mondhelle Nacht hinaus. Begünstigte der Vollmond diese schwarzen Aktivitäten? Wie weit würden sie sich in dieser Nacht noch entfalten?

»Ich wage mich nicht mehr nach Hause«, stöhnte Cipriano Valdenebro.

Der Priester drehte sich langsam um. »Ich kann niemanden sehen.«

»Vielleicht bleiben sie der Kirche fern, weil es ihnen nicht möglich ist, geweihten Boden zu betreten«, sagte der Schneider. »Aber sie treiben sich mit Sicherheit noch dort draußen herum. Und sie sind bewaffnet.«

»Womit?« fragte der Pfarrer.

»Peitschen haben sie. Lange schwarze Peitschen. Der Himmel möge verhindern, daß ich jemals von so einer Peitsche getroffen werde. Wer weiß, was dann passiert. Vielleicht löse ich mich auf…«

»Möchtest du heute nacht hierbleiben?«

»Ich… ich würde Ihnen das nie vergessen, Don Pedro … Morgen früh, bei Tagesanbruch, würde ich nach Hause gehen. Wenn es hell ist, verkriechen sich diese Kreaturen der Nacht bestimmt … Ich mache Ihnen auch ganz gewiß keine Ungelegenheiten. Wir schieben drei Stühle zusammen, und ich lege mich drauf, oder ich schlafe einfach auf dem Boden. Wenn ich nur hierbleiben darf.«

»Selbstverständlich darfst du. Das Gotteshaus war seit jeher ein Zufluchtsort für Menschen, die sich in Not befanden. Daran wird sich nie etwas ändern.«

Der Priester kehrte zu Valdenebro zurück. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, und es sollte eine beschützende Geste sein.

»Ich habe Angst, Pater Pedro«, sagte der Schneider leise. »Angst um unser Dorf.«

»Wir werden diese Bedrohung zurückschlagen, mit Mut und Gottesglauben!«

Valdenebro nickte kaum merklich. »Ja – – hoffentlich.«

***

Als der Morgen graute, wich der Alpdruck von Cipriano Valdenebro. Er hatte nicht viel geschlafen, und als er sich erhob, öffnete Pater Pedro die Augen.

»Ich gehe«, sagte der Schneider. »Schlafen Sie weiter, Pater.«

Valdenebro saß auf der Couch, auf der er geschlafen hatte, und zog sich die Schuhe an.

»Möchtest du Kaffee?« fragte der Priester.

»Ich kann mir zu Hause welchen machen. Ich möchte Ihnen jetzt wirklich nicht länger zu Last fallen.«

»Dann trinke ich den Kaffee bei dir«, entschied Pater Pedro und verließ sein Bett. »Ich werde dich begleiten.«

»Das ist nicht nötig.«

»Bin ich dir kein Frühstück wert, Cipriano?«

»Aber ja, natürlich. Ich wollte Sie nur entlasten.«

»Du warst keine Belastung für mich.«

Fünfzehn Minuten später schritten Valdenebro und der Priester durch das noch schlafende Dorf. Was für eine schicksalsträchtige Nacht, dachte Pater Pedro.

Auf ihrem Weg zum Haus des Schneiders hielten sie die Augen offen, doch die Höllenwesen ließen sich nicht blicken. Vorsichtig betraten sie das Gebäude, aber ihre Vorsicht erwies sich als überflüssig.

In den wenigen Räumen war niemand. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, setzten sie sich in der Küche an einen großen runden Tisch, und der Schneider türmte so viel vor dem Pfarrer auf, daß dieser lachte und fragte: »Wer soll denn das alles essen, Cipriano?«

»Essen Sie, soviel Sie können, den Rest nehmen Sie mit«, sagte der Schneider.

Der Kaffee duftete bald im ganzen Haus, und Valdenebro machte ihn so stark, daß er geeignet schien, Tote aufzuwecken. Eine ganze Stunde verbrachte Pater Pedro im Haus des Schneiders, und als er sich verabschiedete – mit einem Riesenpaket unter dem Arm – –, kündigte er an, am Nachmittag wieder nach Cipriano zu sehen.

»Ja«, sagte der Schneider erfreut. »Tun Sie das, Don Pedro. Sie sind mir stets willkommen.«

***

Granadell war ganz plötzlich in den Mittelpunkt schwarzen Interesses gerückt, und das konnte Pater Pedro natürlich nicht gefallen.

Auf dem Rückweg war er in düstere Gedanken versunken.

Die ersten Dorfbewohner kamen aus ihren Häusern. Sie grüßten den Priester, doch er erwiderte die Grüße manchmal nicht, weil er sie einfach nicht hörte. Das veranlaßte die Leute, sich um ihn Sorgen zu machen.

Es verbreitete sich im Dorf wie ein Lauffeuer: Unser Pfarrer hat Kummer!

Und die Menschen, die den Priester liebten, fragten sich, wie sie ihm helfen konnten. Man hätte sein Problem kennen müssen, aber darüber sprach er nicht, denn er wollte in seinem Dorf keine Panik auslösen.

Er erwähnte Xendarro, den Vampir, nicht, und auch nicht die

schrecklichen Ungeheuer, die Cipriano Valdenebro, den Schneider, verfolgt hatten.

Er begab sich nicht direkt in das Pfarrhaus, sondern schaute noch bei den Salgueros vorbei. Im Bäckerladen war schon Hochbetrieb.

Der Pfarrer störte Manuel Salguero nicht, sondern suchte Fena und Carmen Salguero auf.

»Guten Morgen, Pater Pedro«, sagte Fena.

Der Priester gab den Gruß zurück und fragte sie und ihre Tochter, wie die Nacht gewesen wäre.

»Ruhig«, sagte Fena.

»Ihr wurdet nicht mehr belästigt?«

»Nein«, sagte Carmen. »Wenn Sie uns nicht geholfen hätten, wäre ich heute schon… Ich kann es gar nicht aussprechen.«

Der Pfarrer lächelte. »Ich weiß, ich verlange viel von dir, Carmen, aber versuche, das furchtbare Erlebnis zu vergessen.«

Das schöne Mädchen nickte. »Lassen Sie mir ein wenig Zeit.«

Pater Pedro hatte nicht die Absicht, sein Dorf in Angst und Schrecken zu versetzen, aber einigen mutigen Männern würde er sagen, daß sie die Augen offenhalten sollten.

Männern, von denen er wußte, daß er sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen konnte. Vor allem nachts sollen sie über Granadell wachen und ihn sofort holen, wenn irgend etwas ihren Verdacht erregte.

Der Priester wollte die Männer seines Vertrauens anrufen und einzeln zu sich ins Pfarrhaus bestellen, wo ein ungestörtes Gespräch unter vier Augen möglich war.

Vielleicht hatten die Ungeheuer, die den Schneider verfolgten, und der hungrige Blutsauger das Dorf bereits verlassen und würden es nie mehr heimsuchen, dann brauchte sich hier niemand mehr Sorgen zu machen.

Sollten sich die schwarzen Wesen aber noch einmal ein Stelldichein in Granadell geben, dann würde Pater Pedro alles daransetzen, um sein Dorf mit Hilfe jener mutigen Männer von der Bedrohung zu säubern.

Als er sich von Fena und Carmen Salguero verabschiedete, sagte das Mädchen: »Wir sehen uns in Kürze, Pater.«

»So?« Der Priester hob die rechte Augenbraue.

»Ich beliefere Sie doch ab heute mit Brot und Gebäck.«

»Ach ja.«

Pater Pedro wußte schon, bei wem er den Überschuß loswerden konnte. Es gab zwei bettelarme Familien im Dorf, die vor Glück jauchzen würden, wenn er sie von nun an regelmäßig mit Köstlichkeiten aus Salgueros Bäckerei versorgte.

Auf dem Weg zum Pfarrhaus sagte er sich, daß es sich lohne, den Menschen zu helfen. Das bewies ihm ihre Dankbarkeit, und er war

sicher, daß er sie mit seiner Hilfsbereitschaft noch mehr als bisher an die Kirche band.

Um dieses Ziel zu erreichen, war er bereit, jedes Opfer zu bringen, denn er wollte ein guter Hirte sein.

***

Cipriano Valdenebro machte ein bißchen Ordnung in seinem Haus und setzte sich dann an die elektrische Nähmaschine, um die Arbeit an Miguel Garcias Anzug wiederaufzunehmen.

Immer wieder dachte er an die Ängste, die er in der Nacht ausgestanden hatte. Schaudernd überlegte er, wie es ihm wohl ergangen wäre, wenn er die Kirche nicht erreicht hätte.

Was hätten die Ungeheuer mit ihren Peitschen gemacht? Ihn in Stücke geschlagen? Unwillkürlich begann der Schneider zu schwitzen, und ihm war nicht geheuer, wenn er an die kommende Nacht dachte.

Würden diese schrecklichen Monster dann wieder in Granadell erscheinen? Valdenebro fragte sich, wie er sich vor diesen Bestien schützen sollte.

Er nahm sich vor, Pater Pedro danach zu fragen. Vielleicht hätten ihn die Höllenkreaturen in Ruhe gelassen, wenn er in seinem Haus geblieben wäre.

Immer noch glaubte er, daß sie in das Dorf gekommen waren, weil sie jemanden suchten. Ihn bestimmt nicht. Auf ihn wurden sie erst aufmerksam, als er durch die Hintertür stürzte.

Da erwachte ihr Jagdtrieb. Möglicherweise fühlten sie sich von ihm auch herausgefordert. Egal, was für einen Grund sie gehabt hatten, ihn anzugreifen, er hoffte inständig, daß ihm so etwas nie wieder passierte.

Es war grauenvoll gewesen…

Laut ratterte die Nähmaschine, und Cipriano Valdenebro war bestrebt, diese schrecklichen Gedanken zu verdrängen. Er arbeitete schnell und zwang sich auf diese Weise zu größerer Konzentration.

Heute sollte Miguel Garcia zur letzten Anprobe erscheinen, und wenn er sich dann zu seinem Schwager nach Barcelona begab, würde er einen Anzug tragen, der ihm wie angegossen paßte.

»Dein Schwager wird denken, du wärst Millionär«, sagte Valdenebro und lächelte versonnen.

Der sonnige Tag nahm ihm die Angst, das helle Licht sog die Furcht aus ihm, und er würde sie erst wieder spüren, wenn die Sonne unterging und die Dämmerung über Granadell hereinbrach, aber bis dahin gab es noch viele unbeschwerte Stunden, die er nützen wollte.

Aber der Schneider irrte sich, denn das Grauen war bereits auf dem Weg zu ihm.

Die Höllenwesen, die ihn gejagt hatten, brauchten das Tageslicht

nicht zu fürchten, denn sie waren keine Vampire. Lieber war ihnen für ihre grausamen Umtriebe zweifelsfrei die Nacht, aber auch bei strahlendem Sonnenlicht waren ihre Opfer nicht sicher vor ihnen.

Doch woher hätte der Schneider das wissen sollen?

Die schwarzen Kreaturen fühlten sich tatsächlich von ihm herausgefordert, und als er ihnen entkam, legten sie sich in der Nähe seines Hauses auf die Lauer, denn sie rechneten damit, daß er irgendwann zurückkommen würde.

Sie sahen ihn mit dem Priester heimkommen und ließen ihn auch noch über eine lange Strecke des Vormittags in Ruhe, aber dann war Cipriano Valdenebros Uhr abgelaufen.

Er sollte sterben, und die Höllenmänner – ghoulähnliche Wesen – krochen aus ihren Verstecken. Während der Schneider dem schönen Tag immer mehr Vertrauen entgegenbrachte, war sein Tod schon eine beschlossene Sache.

Ahnungslos durchtrennte Valdenebro mit der Scherenspitze einige Heftfäden, zupfte sie aus dem Stoff, erhob sich und schaltete das Bügeleisen ein.

Ohne daß er es merkte, öffnete sich die Haustür, und zwei grauenerregende Gestalten traten ein. Valdenebro legte das Jackett auf den Bügeltisch und griff nach dem Eisen.

Da streifte ein Lufthauch seinen Nacken – und sofort war die panische Angst wieder da. Er hatte sich selbst belogen, als er sich einredete, am Tag brauche er keine Angst zu haben, das erkannte er in diesem Augenblick.

Scharf zog er die Luft ein, während er sich schnell umdrehte. Sie quollen förmlich zur Tür herein, diese abscheulichen Wesen, für deren Existenz der einfache Schneider keine Erklärung hatte. Er konnte sich lediglich damit abfinden, daß es sie gab und daß sie ihm immer noch nach dem Leben trachteten.

Gehetzt blickte er zur anderen Tür. Sie wurde in diesem Moment ebenfalls geöffnet, und noch so ein widerliches Wesen betrat sein Haus. Diesmal war ihm auch der zweite mögliche Fluchtweg versperrt.

Cipriano Valdenebro stand mitten im Raum, hielt das schwere heiße Bügeleisen in der Hand und war entschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.

Diese gottverdammten Bestien ließen ihm keine andere Wahl!

***

Reglos lag Xendarro auf dem Rücken. Der Blutsauger war rechtzeitig in sein Versteck zurückgekehrt, und er hatte doch noch Blut getrunken.

Zuerst hatte er Granadell fluchtartig verlassen wollen.

Dann aber siegte die Blutgier, und er suchte nach einem anderen

Opfer. Carmen Salguero war für ihn vorläufig tabu. In der Nähe dieses Hauses würde er sich nicht so bald wieder blicken lassen, denn er hatte dort eine bittere Erfahrung gemacht, die für ihn beinahe zur schmachvollen Niederlage geworden wäre.

Er ging nach Möglichkeit den Weg des geringsten Widerstandes, denn er liebte Schwierigkeiten nicht, wie er sie im Haus der Salgueros angetroffen hatte.

Aber der Name des Mädchens blieb auf seiner Blutliste stehen. Irgendwann würde sie die Unvorsichtigkeit begehen und bei Einbruch der Dunkelheit noch nicht zu Hause sein.

Dem Haus würde Xendarro fernbleiben, nicht aber dem Dorf, und er war sicher, daß er dem schönen jungen Mädchen wieder begegnen wurde.

Und dann…

Sie hatte keine Gnade zu erwarten. Er würde sie grausamer töten als all seine anderen Opfer, denn sie hatte sich gegen das Schicksal aufgelehnt, das er ihr zudachte.

Doch jetzt lag Xendarro wie eine Leiche in seinem Versteck. Er war geschützt vor den gleißenden Strahlen der Sonne, die für ihn tödlich gewesen wären, und erst die Nacht würde ihre schwarzen Schwingen über ihn breiten und ihn wachküssen, denn sie war seine Verbündete; nur in ihrem Schutz konnte er leben und den Keim der Hölle weitergeben, wie er es in der vergangenen Nacht getan hatte.

***

Cipriano Valdenebro glaubte, wahnsinnig zu werden. Die scheußlichen Wesen starrten ihn unverwandt an, ließen jedoch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte.

Es war lächerlich, daß er sich mit dem schweren Bügeleisen verteidigen wollte.

Der Schneider versuchte sie alle im Auge zu behalten. Fünf Höllenkreaturen waren es. Eine so gefährlich wie die andere. Valdenebro brach der kalte Schweiß aus.

Sie regten sich nicht, glotzten ihn nur mit ihren tiefliegenden Augen an. Am Tag sahen sie noch scheußlicher aus als in der Nacht, denn jetzt war jede Einzelheit ihrer vollkommenen Häßlichkeit zu erkennen.

Der Schneider hob das Bügeleisen. »Ich weiß nicht, ob ihr mich versteht, aber ich sag’s trotzdem! Der erste, der mir zu nahe kommt, wird das bereuen. Ich schlage ihm den Schädel ein!«

Eines der Wesen sah das anscheinend als Aufforderung an. Es war nicht nötig, daß sie sich alle des Mannes annahmen. Einer reichte völlig.

Der Unhold griff nach seiner schwarzen Peitsche und rollte sie

langsam aus. Er trat einen Schritt vor, und Valdenebro wich fast im selben Moment einen Schritt zurück.

Wild trommelte sein Herz gegen die Rippen. Er wird dich töten!

schrie es in ihm. Er wird dich mit seiner Peitsche umbringen!

Da sich die anderen nicht von der Stelle rührten, konzentrierte sich Cipriano Valdenebro auf seinen unmittelbaren Gegner. Im Augenblick drohte ihm nur von diesem Gefahr.

Aber was würde passieren, wenn es ihm gelang, dieses eine Höllenwesen zu erschlagen? Würden die anderen dann fluchtartig das Haus verlassen oder alle zusammen über ihn herfallen? War es überhaupt möglich, so eine Kreatur zu töten?

Der Unhold kam noch einen Schritt näher. Seine lange Peitsche lag hinter ihm auf dem Boden. Der Schneider ahnte nicht, welche Kraft in ihr steckte, sonst hätte er das Bügeleisen abgestellt und sich in sein grausames Schicksal ergeben.

Doch der Mann hoffte noch.

Und er glaubte, eine Chance in einem Blitzangriff zu sehen, denn damit rechnete sein Höllengegner sicher nicht. Valdenebro raffte seinen ganzen Mut zusammen.

Er stieß sich von der Wand ab und katapultierte sich mit einem verzweifelten Schrei vorwärts.

Er schwang das Eisen hoch und hieb es dem Schrecklichen genau zwischen die stumpfen Hörner. Jetzt hätte das Scheusal zusammenbrechen müssen, doch es zeigte nicht die geringste Wirkung.

Valdenebro schlug abermals zu. Diesmal rammte er dem Wesen die heiße Bügelfläche mitten in die grauenerregende Fratze. Es zischte. Kleine Dampfwölkchen stiegen auf und verbreiteten einen bestialischen Gestank.

Doch als der Schneider das Bügeleisen zurückriß, war die Höllenkreatur immer noch unverletzt. Da begriff der Mann, daß er verloren war.

Das Monster stieß ihn mit der Faust zurück. Er sprang hinter die Nähmaschine, und nun trat zum erstenmal die Peitsche in Aktion, aber sie sollte nicht den Schneider treffen.

Valdenebro sollte zunächst einmal die Kraft der Peitsche kennenlernen. Das schwarze Leder pfiff durch die Luft und klatschte auf die Maschine.

Cipriano Valdenebro traute seinen Augen nicht, als er sah, was passierte. Die Peitsche zerstörte die Nähmaschine. Dieser eine Schlag genügte.

Dann pfiff die Peitsche auf ihn zu und schlang sich blitzartig um seinen Hals…

***

Pater Pedro hatte die Männer seines Vertrauens eingeweiht und sich ihrer Unterstützung versichert, falls der Vampir noch einmal nach Granadell kommen sollte.

Zwei der Männer hatten die Absicht geäußert, sich in der Umgebung des Dorfes umzusehen. Vielleicht ließ sich das Versteck des Blutsaugers finden.

Der Priester gab ihnen für dieses mutige Vorhaben seinen Segen, schärfte ihnen aber zwei Dinge ein: Sie sollten nichts gegen den Vampir ohne ihn unternehmen, und sie sollten die Suche kurz vor Einbruch der Dunkelheit abbrechen, denn wenn sie das Schattenwesen erst fanden, wenn es dunkel war, liefen sie Gefahr, ihm zum Opfer zu fallen.

Am Nachmittag verließ der Pfarrer sein Heim, um – wie angekündigt – nach dem Schneider zu sehen. Er glaubte, der kommenden Nacht zuversichtlich entgegensehen zu können.

Die schwarzen Wesen hatten mittlerweile vielleicht erfahren, daß man in Granadell nicht bereit war, sich angstschlotternd zu ducken und alles hinzunehmen, was die Hölle ausheckte.

In alten Büchern hatte Pater Pedro gelesen, daß diese Kreaturen im Grunde genommen feige waren, und wenn sie spürten, daß die Menschen zu erbittertem Widerstand entschlossen waren, versuchten sie ihr Glück lieber woanders.

Mut und Entschlossenheit – daraus wollte der Priester für den Kehraus einen eisernen Besen anfertigen. Er war zuversichtlich, die Feinde aus dem Dorf vertreiben zu können.

Schließlich stand Gott auf seiner Seite.

Zügig schritt er durch das Dorf, und diesmal erwiderte er jeden Gruß. Cipriano Valdenebros Haus war das letzte an der Dorfstraße.

Es stand ein wenig abseits.

Guten Mutes ging Don Pedro darauf zu. Er wollte dem Schneider berichten, was er unternommen hatte, und daß die schwarzen Gegner mit erbittertem Widerstand rechnen müßten, falls sie so vermessen waren, wiederzukommen.

Der Pfarrer klopfte an Valdenebros Tür. Da der Schneider nicht darauf reagierte, drücke er die Klinke nach unten und öffnete sich selbst.

Er trat ein, und das Haus kam ihm seltsam verwaist vor, als wäre seit Jahren kein Leben mehr in ihm.

Ein Geisterhaus…

»Cipriano!« rief Pater Pedro. Eigentlich mußte der Schneider da sein, denn er hatte viel zu tun und konnte es sich nicht erlauben, auszugehen.

»Cipriano! Ich bin es: Pater Pedro!«

Stille herrschte im Haus. Totenstille. Ein eisiges Gefühl setzte sich in

den Nacken des Pfarrers. Mußte er sich Sorgen um den Schneider machen?

Er trat ein und schloß die Tür. Vielleicht war Valdenebro nur kurz weggegangen und kam in wenigen Minuten zurück. Es war möglich, daß er rasch etwas besorgen mußte.

Der Priester beschloß, auf die Rückkehr des Schneiders zu warten.

Er strich sich mit der flachen Hand über die Glatze, als wollte er sein Haar ordnen.

Er sah sich nach einer Sitzgelegenheit um, und dabei fiel sein Blick auf den Arbeitstisch, auf dem seit Jahr und Tag die Nähmaschine des Schneiders gestanden hatte.

Sie war weg – aber weder gestohlen noch an einen anderen Platz gestellt worden. Nein, jemand hatte sie zerstört, und zwar mit einer geradezu erschreckenden Gewissenhaftigkeit.

In all ihre Bestandteile war die Maschine zerlegt worden. Sie lagen auf dem Tisch und weit über den Boden verstreut Wer konnte das getan haben? Jemand, der dem Schneider übel mitspielen wollte? Jemand, der Cipriano Valdenebro einen irreparablen Schaden zufügen wollte?

Niemand hatte etwas gegen den Schneider. Er arbeitete gut und preiswert, und wenn ihn der Alkohol nicht umwarf, hielt er zuverlässig die zugesagten Termine ein.

Fast jedermann in Granadell hatte schon die Dienste des Schneiders in Anspruch genommen. Mal gab es ein schönes Brautkleid zu nähen, mal war es nur eine Änderung, um die man Cipriano Valdenebro bat, und ihm war keine Arbeit zu minder, er machte alles, schickte niemals jemanden weg.

Pater Pedro begab sich zum Arbeitstisch, und im nächsten Augenblick traf ihn der Schock mit der Wucht eines Keulenschlages…

***

Er hatte Cipriano Valdenebro gefunden. Ihm stockte vor Entsetzen der Atem, während er mit weit aufgerissenen Augen auf den Schneider starrte. Der Tod hatte den Mann auf eine entsetzliche Weise ereilt.

Don Pedro stand wie vom Donner gerührt da, während es in seinem bleich gewordenen Gesicht unkontrolliert zuckte. Sein Optimismus war verschwunden.

Ein Höllensturm hatte ihn fortgefegt, und ihm wurde klar, daß selbst die mutigsten Männer des Dorfes nicht ausreichten, um der großen Gefahr zu begegnen, die Granadell drohte.

Er erkannte, daß sie der Doppelbedrohung – einmal durch diesen gefährlichen Blutsauger, zum andern durch jene Höllenkreaturen – nicht gewachsen waren.

Er wußte auf einmal, daß er mit Recht um die Sicherheit des Dorfes

und seiner Bewohner bangte. Angesichts dieses Toten sah er, wie grausam und tödlich die schwarzen Gegner waren.

Und sie griffen nicht nur nachts an.

Pater Pedro sank neben der Leiche auf die Knie. Der Schneider hatte kein Gesicht mehr. Statt dessen sah Don Pedro einen Totenschädel vor sich.

Aber nur der Kopf war skelettiert, der Körper nicht. Vor dem Pfarrer lag ein Mann, auf dessen Schultern ein Totenkopf saß!

Langsam richtete sich der Priester auf. Unsicher blickte er sich um.

Befanden sich die Höllenbastarde etwa noch im Haus? Er preßte die Kiefer zusammen und schaute sich in sämtlichen Räumen um, ohne sich darüber klar zu sein, wie er sich verteidigen würde, wenn die schwarzen Wesen ihn attackierten.

Aber sie mußten das Haus des Schneiders gleich nach dem schrecklichen Mord verlassen haben.

Don Pedro kehrte um. Schweiß glänzte auf seiner Stirn, und als er den Arbeitstisch erreichte, erlebte er einen zweiten Schock: der Tote war verschwunden!

***

Wir hatten uns auf dem Flughafen von Barcelona einen weißen Seat gemietet und erreichen soeben die Ortstafel, auf der *Granadell* stand.

Unsere Abreise war sehr überstürzt erfolgt.

Und nun befanden wir uns in Spanien.

Wir, das waren Pater Severin und ich.

Ich war allein zu Hause gewesen, als der Priester mit seinen klobigen Fäusten gegen meine Tür hämmerte. Er hätte läuten können, war aber sicher, daß sein Trommeln besser zu hören war.

Ich eilte in die Diele und öffnete rasch. »Hör auf, die Tür kaputtzuschlagen!«

»Tony! Dem Himmel sei Dank, daß du zu Hause bist, mein Sohn!«

»Du arbeitest doch nicht neuerdings für ein Abbruchunternehmen?« fragte ich und gab die Tür frei.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte Pater Severin und stampfte in mein Haus, als wollte er es stürmen. Seit kurzem durfte ich den Gottesmann, der meine Silberkugeln seit Jahren weihte, duzen.

»Ist wieder ein Wesen aus dem Reich der grünen Schatten bei dir aufgetaucht?« fragte ich den schlagkräftigsten Priester, den ich kannte. Ich spielte damit auf einen Fall an, der uns in diese andere Dimension führte. [2]

»Nein, aber du wirst dringend in Spanien gebraucht! Die Maschine steht schon fast auf der Startbahn!«

»Worum geht es?« wollte ich wissen.

»Das erzähle ich dir im Flugzeug.«

»Na schön.« Ich hinterließ für Vicky Bonney und Mr. Silver eine Nachricht, damit sie wußten, wo ich war, wenn sie nach Hause kamen, steckte die Waffen ein, die ich mitnehmen wollte, und verließ mit dem Mann in der Soutane das Haus.

Als wir den Flugplatz erreichten, wurde der Flug nach Barcelona zum letztenmal aufgerufen. Wir schafften es gerade noch, in die Maschine zu kommen.

Meine Güte, war das eine Hetzjagd, aber sobald wir in der Luft waren, hatten wir Zeit, uns zu sammeln. Ich löste den Gurt und wandte mich dem Priester zu.

»Jetzt fliege ich mit dir doch tatsächlich nach Spanien. Einfach so… Ich muß bescheuert sein. Du hast noch nicht einmal die geringste Andeutung gemacht.«

Der Pfarrer grinste breit. »Aber da wir gute Freunde sind, hast du mir blind vertraut und nicht erst viele dumme Fragen gestellt.«

Ich hob abwehrend die Hand. »Moment, ich stelle niemals dumme Fragen.«

Pater Severin wiegte den Kopf, schaute pfiffig drein, sagte aber nichts dagegen.

Er war ein ganz und gar seltsamer Mensch. Wenn er die Soutane nicht getragen hätte, hätte man ihn für einen Catcher halten können.

Er war vierschrötig und hatte den breitesten Mund, den ein Mensch überhaupt haben kann. In seinem Gesicht war eine gewissen Ähnlichkeit mit einem Pferd festzustellen. Das ist nicht beleidigend gemeint, sondern eine reine Feststellung, die den Tatsachen entspricht. Pater Severin wußte selbst von dieser Ähnlichkeit, ja er war es sogar, der mich vor Jahren darauf hingewiesen hatte.

Für seine Schäfchen ging er durch das glühendste Höllenfeuer, wenn es sein mußte. Dafür verlangte er aber auch, daß sie für ihn da waren, wenn er sie brauchte.

Und Sünder, die nicht bereuen wollten, was sie getan hatten, behandelte er in seinen Privaträumen auf seine ganz spezielle Art.

Man sagte ihm überaus »schlagkräftige« Argumente nach, mit denen er bisher noch jedermann überzeugt und auf den rechten Weg gebracht hatte.

Ich war stolz darauf, diesen großartigen einmaligen Menschen zu meinen Freunden zählen zu dürfen. Wie er zu kämpfen verstand, war sagenhaft.

Er war ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, den man einfach schätzen und lieben mußte. Seine Ehrlichkeit und seine Geradlinigkeit waren vorbildlich, und seine Unerschrockenheit sollte seinen Gegnern eine Warnung sein. Seine Durchschlagskraft rang mir immer wieder Bewunderung ab, und wie er seinen Hirtenstab handhabte, das machte ihm keiner nach.

Armdick war der Stab, aus hartem Holz und fast zwei Meter lang.

Meist stützte er sich nur darauf, aber wenn er ihn umfunktionierte, mußte man sich vor Pater Severin sehr in acht nehmen.

»Würdest du nun endlich die Güte haben und mir verraten, worum es überhaupt geht? Und wieso in Spanien?«

Pater Severin erzählte mir von einem kleinen Dorf vor den Toren von Barcelona und von seinem Glaubensbruder Don Pedro.

»Er wird dir gefallen«, sagte Pater Severin. »Pater Pedro ist ein wunderbarer Mensch.«

»Ist er so ein Raufbold wie du?« fragte ich grinsend.

Mein Freund blickte sich schnell um. »Nicht so laut! Was sollen sich denn die Leute von mir denken? Willst du mich in Verlegenheit bringen?«

»Nichts liegt mir ferner als das«, antwortete ich, und seit mich Pater Severin von zu Hause fortgeholt hatte, dachte ich zum erstenmal wieder an mein Problem, an diese vermeintliche Wesensänderung, die mit mir vorging.

Im Moment konnte ich nichts davon feststellen. Hatte ich mir nur etwas eingebildet? War ich okay? Hatte mir nichts weiter als eine Aufgabe gefehlt, die mich ablenkte?

Oder gab es in meinem Befinden wellenartige Bewegungen? Spürte ich davon manchmal mehr, manchmal weniger? Ich drängte das Problem ins Unterbewußtsein ab, denn wie mir schien, kamen genug andere Probleme auf mich zu.

»Pater Pedro ist ein überaus seriöser Priester«, sagte mein Freund.

»Womit er sich von einem gewissen Pater Severin grundlegend unterscheidet.«

»Tony!«

»Ich habe es so leise gesagt, daß es niemand hören konnte.« Ich lächelte ihn versöhnlich an. »Du hast recht, unseriös bist du nicht. Vielleicht ein wenig eigenwillig in der Auffassung, wie man gefährdete Schäfchen behandelt…«

»Es war mir deswegen noch keines böse.«

»Wer würde das schon wagen?«

»Alle, denen ich den Weg zu Gott zeigte, waren mir hinterher dankbar. Du kannst sie fragen.«

»Du wolltest mir von Don Pedro erzählen«, lenkte ich das Gespräch wieder in jene Richtung, die Pater Severin vorhin eingeschlagen hatte.

»Wir lernten uns vergangene Ostern in Rom kennen. Seither stehen wir in ständiger Verbindung. Mal schreiben wir Briefe, mal rufen wir an. Ich habe ihn eingeladen, für ein, zwei Wochen nach London zu kommen, und das wird er tun, sobald er jemanden gefunden hat, der ihn während seiner Abwesenheit vertritt.«

»Das kann doch nicht so schwierig sein.«

»Oh, er akzeptiert nicht jeden Stellvertreter. Er hat diesbezüglich eine ganz spezielle Vorstellung.«

»Würde er dir seine Gemeinde anvertrauen?«

»Ja«, sagte Pater Severin. »Ich glaube, mir schon.«

»Langsam werde ich neugierig auf diesen Mann«, sagte ich. »Was für Schwierigkeiten hat er?«

»Er rief mich an, und mir war sofort klar, daß es ein verzweifelter, flehender Hilferuf war. Wir sprachen damals in Rom natürlich auch über dich und deinen Job, und Don Pedro zeigte dafür großes Interesse. Heute erinnerte er sich an dieses Gespräch und daran, daß ich schon zweimal an deiner Seite kämpfte.«

Ich nickte.

»Und nun ziehen wir wieder zusammen in einen Kampf gegen finstere Mächte, Tony«, sagte Pater Severin ernst.

Er informierte mich, soweit er selbst über die Aufgabe, die uns in Spanien erwartete, Bescheid wußte. Pater Pedro hatte unter einem schweren Schock gestanden, als er anrief, deshalb war einiges wirres Zeug durch den Draht gekommen, so daß sich mein Freund das meiste zusammenreimen mußte.

Natürlich berichtete er ohne Gewähr. Es konnte auch falsch sein, was er dazugekleistert hatte. Fest stand für ihn nur, daß sich sein Glaubensbruder in höchster Not befand, und daß man ihm schnellstens helfen mußte.

Das also war der Grund, weshalb Pater Severin mich aus meinem Haus holte…

Und nun fuhr ich mit dem weißen Seat soeben an der Ortstafel von Granadell vorbei.

Wir brauchten nicht nach der Kirche zu fragen; die Turmspitze überrage alle Häuser, und ich brauchte mich nur nach ihr zu orientieren.

Die Sonne stand bereits tief, als Peter Severin und ich vor dem Pfarrhaus aus dem Wagen stiegen. Ein kahler Mann öffnete das Tor, und Pater Severin umarmte ihn herzlich.

Dann wies er auf mich und sagte: »Das ist Tony Ballard.«

Der Spanier reichte mir die Hand und sagte: »Freut mich, daß Sie kommen konnten, Señor Ballard.«

»Für die Freunde meiner Freunde bin ich Tony, Pater Pedro«, erwiderte ich und drückte die Hand kräftig.

Don Pedro forderte uns auf, einzutreten. Ich holte meine Reisetasche aus dem Kofferraum, und Pater Severin nahm seinen »Hirtenstab«, der zwischen den Sitzen lag, aus dem Seat.

Bei einem Glas köstlichen andalusischen Weines hörten wir, mit welchen Schwierigkeiten Pater Pedro und sein Dorf zu kämpfen hatten.

Das war nicht nur dieser Vampir, den sie nur verjagen, nicht aber vernichten konnten – es gab obendrein auch noch diese ghoulähnlichen Wesen.

Als ob das Dorf mit einem Blutsauger allein noch nicht genug gestraft gewesen wäre.

Ich bat Don Pedro, diese gefährlichen Kreaturen zu beschreiben.

»Ich habe sie nicht selbst gesehen«, sagte der Spanier. Mein Spanisch war gut genug, daß wir uns in seiner Muttersprache unterhalten konnten. »Ich kann mich nur auf Cipriano Valdenebros Beschreibung stützen, Tony.«

»Das macht nichts.«

»Ihre Gestalt ist gedrungen, die Haut grün glänzend…«

»Sie haben stumpfe Hörner auf dem kahlen Schädel und gelbe Rattenzähne«, vollendete ich die Beschreibung zu Don Pedros größter Verblüffung.

»Sie kennen diese Ungeheuer? Hatten Sie mit ihnen etwa schon zu tun?«

»Mehrmals bereits«, sagte ich grimmig.

»Was sind das für Wesen?«

»Haben Sie schon mal von Mago, dem Schwarzmagier, gehört?«

»Nein, wer ist das?«

»Er ist der Jäger der abtrünnigen Hexen, und die Wesen, die Sie soeben beschrieben, sind seine Schergen.« Ich wandte mich an Pater Severin. »Roxane und Oda stehen auf seiner Abschußliste. Glücklicherweise war seiner Jagd auf die beiden bisher kein Erfolg beschieden. Das nagt natürlich in ihm, deshalb ist damit zu rechnen, daß er es irgendwann wieder versucht. Jetzt ist er unvergleichlich mächtiger geworden, denn er brachte sich in den Besitz des Höllenschwerts, einer unglaublich starken Waffe, wie du weißt.«

»Wird er versuchen, seine Machtposition im Höllengefüge zu vergrößern?«

»Ich bin davon überzeugt, daß er derzeit daran arbeitet. Wer weiß, wie viele Dämonen, die ihm den Aufstieg verwehren wollten, schon dem Höllenschwert zum Opfer fielen. Ich nehme an, das ist der Grund, weshalb wir in letzter Zeit weniger von Mago hörten. Er konzentriert sich nicht mehr ausschließlich auf die Jagd abtrünniger Hexen, sondern verfolgt auch andere Ziele.«

Don Pedro erzählte, was für ein schreckliches Schicksal den Schneider ereilt hatte.

»Das haben Magos Schergen mit ihren Höllenpeitschen getan«, sagte ich.

»Die Nähmaschine war in ihre Bestandteile aufgelöst, das Bügeleisen ebenfalls.«

Ich nickte. »Die Höllenpeitschen.«

»So eine vernichtende Kraft befindet sich in ihnen?«

»Eine Kraft, die für einen Menschen absolut tödlich ist.« Ich erzählte, was passiert war, als mein Freund, der Ex-Dämon Mr. Silver, Bekanntschaft mit einer von diesen Peitschen machte. Er verlor seine übernatürlichen Fähigkeiten, und es dauerte sehr lange, bis er im Tunnel der Kraft auf der Prä-Welt Coor wiedererstarkte.

»Hat diese Kraft den Schneider aufgelöst?« fragte Pater Pedro.

»Ich sah mich in seinem Haus um, und als ich zu der Leiche zurückkehrte, war sie nicht mehr da.«

Ich schüttelte den Kopf. »Halten Sie sich fest, Don Pedro, jetzt kommt es nämlich ganz dick!«

Der Spanier nahm schnell einen Schluck Wein.

»Der Mann ist zwar tot – lebt aber auch noch«, sagte ich ernst.

»Die Kraft der Höllenpeitsche löste ihn nicht auf, während Sie sich im Haus umsahen, sondern Cipriano Valdenebro – das war doch der Name…?«

»Ja.«

»Cipriano Valdenebro erwachte aus seiner Starre und versteckte sich. Der Mann wurde zum Totenkopf-Zombie, und Sie hatten großes Glück, daß er nicht über Sie herfiel und Sie tötete.«

***

Miguel Garcia strahlte. »Vielen Dank, Señor Paton, mit dieser Zusage machen Sie mich sehr glücklich.« Er fuhr sich in freudiger Verwirrung durch das gelichtete schwarze Kraushaar, und seine schwarzen Knopfaugen schimmerten wie Glaskugeln.

Die Fahrt hierher hatte sich für ihn gelohnt. José Paton, der große Weinhändler, war bereit, ihn als Reisenden einzustellen.

»Ich habe eine gute Menschenkenntnis«, sagte der elegante José Paton. Er trug einen weißen Leinenanzug und ein kaffeebraunes Hemd, in dessen Ausschnitt sich eine weiße Seidenschalkrawatte bauschte. »Ich bin sicher, daß wir gut zusammenarbeiten werden.«

»Oh, Sie werden es nicht bereuen, mir eine Chance gegeben zu haben, Señor Paton«, versicherte ihm der junge Mann aus Granadell.

»Ich werde neue Kunden für Sie werben. Ihr Umsatz wird merklich steigen. Lassen Sie Miguel Garcia nur machen.«

Paton reichte ihm die Hand. »Auf eine gute Zusammenarbeit. Können Sie am Ersten anfangen?«

»Das ist kein Problem, Señor Paton.«

»Als dann – bis zum Ersten.«

Garcia taumelte vor Glück. Er verließ das große Büro des Weinhändlers und begab sich zu seinem alten, mickrigen Wagen, den er am Ersten gegen ein schönes, neues Firmenauto eintauschen würde, denn José Paton hielt auf Äußerlichkeiten, und es hätte dem Ruf der

Firma geschadet, wenn ein Vertreter der Firma Paton mit so einer ächzenden Rostlaube vorgefahren wäre.

Die Jobs, die Miguel Garcia bisher gehabt hatte, waren allesamt unterbezahlt gewesen. Hinzu kam, daß sie ihn nicht forderten.

Er wußte, daß mehr in ihm steckte, aber niemand interessierte sich dafür.

Das würde bald anders werden. Von nun an durfte er zeigen, was er konnte, und er fühlte sich imstande, in der neuen Welt, die sich vor ihm auftat, Fuß zu fassen.

Und dann würde er es seinem angeberischen Schwager endlich einmal zeigen. Enrique, der alles besser konnte, alles besser wußte, der auf ihn herabsah wie auf einen Habenichts.

Seinetwegen hatte er sich in Unkosten gestürzt und Cipriano Valdenebro gebeten, ihm einen schicken Maßanzug zu schneidern, damit Enrique die Augen aus dem Kopf quollen.

Von José Paton hatte er die Stellung sogar in diesem alten Anzug bekommen. Enrique hätte ihn an Patons Stelle wie einen Bettler behandelt.

Enrique hatte eben kein Format, während der reiche Weinhändler wahre Größe bewies. Enrique hingegen war ein Neureicher, der mit Grundstücksspekulationen viel Geld gemacht hatte und das sichtlich nicht verkraftete.

Miguel Garcia hoffte, nie so zu werden wie sein Schwager, sonst hätte er sich jeden Morgen beim Rasieren ins Gesicht spucken müssen. Diese Einladung hatte er nur angenommen, weil er seine Schwester wiedersehen wollte.

Sie konnte einem leid tun bei diesem Ehemann, der sie wie einen Paradiesvogel in einem goldenen Käfig gefangenhielt. Wenn sie ihm nur einmal gesagt hätte, daß sie mit Enrique nicht mehr glücklich war, hätte er ihr geholfen, die goldenen Ketten zu sprengen, aber noch nie war ein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen. Sie war eine echte Dulderin. Ein Engel, den ein Miesling wie Enrique nicht verdiente.

Eines Tages werde ich viel Geld haben, sagte sich Miguel Garcia, aber ich werde meine Herkunft nicht verleugnen, denn ihrer brauche ich mich nicht zu schämen. Er startete den Motor des Kleinwagens und fuhr los. Er erreichte die Autobahn Gerona-Barcelona, gab aber nicht Vollgas, weil das der alten Maschine nicht gutgetan hätte; schließlich brauchte er das Auto noch bis zum Ersten.

Danach konnte es getrost auseinanderfallen. Aber bis zum Ersten sollte der Kleine seinen Geist nach Möglichkeit nicht aufgeben, deshalb schonte ihn Garcia.

Er blieb zwanzig Kilometer auf der Autobahn, dann fuhr er auf einer schmalen Straße weiter und erreichte bei Sonnenuntergang sein

Heimatdorf Granadell.
Zur Feier des Tages würde er heute abend eine Flasche Wein aufmachen, doch zuvor mußte er noch den Schneider wegen der letzten Anprobe aufsuchen.
Er war später dran, als er mit Cipriano Valdenebro vereinbart hatte, aber das Gespräch mit José Paton hatte natürlich Vorrang gehabt, denn es hatte die Entscheidung für sein weiteres Leben gebracht.
Cipriano würde wahrscheinlich meckern, aber Miguel Garcia hatte nicht die Absicht, ihm das krummzunehmen. Er war in einer so großartigen Stimmung, daß er heute niemandem etwas übelnehmen konnte.
Und ab dem Ersten würde jeder Tag für ihn so sein.
Vielleicht schaffte er es dann sogar, Enrique mit anderen Augen zu sehen und sich nicht mehr über ihn zu ärgern, weil der Schwager trotz seines Geldes im Grunde genommen ja doch nur ein armes Würstchen war.
Garcia hielt das kleine Auto an.
Er drückte einmal kurz auf die Hupe.
Dann stieg er aus und betrat das Haus des Grauens…

***

Ein Vampir – und Magos Schergen.
Ich fragte mich, ob sie voneinander wußten und ob sie in diesem Fall ein Bündnis eingehen würden. Aber mit diesem Gedanken konnte ich mich dann doch nicht anfreunden, denn die Interessen des Blutsaugers und der ghoulähnlichen Wesen waren doch zu verschieden.
Sie würden einander wahrscheinlich eher aus dem Weg gehen und trachten, sich gegenseitig nicht ins Gehege zu kommen.
Allmählich setzte die Dämmerung ein und schritt rasch fort. Die Zeit des Vampirs brach an, und auch die Schergen des Schwarzmagiers würden sich im Dunkel der Nacht wohler fühlen.
Sie brauchten die Sonne zwar nicht zu meiden, aber auch ihnen war der Schein des Mondes lieber. Ob sie noch in Granadell waren?
Ob sie schon bald aus ihren Verstecken kommen würden?
Und Cipriano Valdenebro? Er gehörte von nun an ebenfalls auf die schwarze Seite. Wann würde er auftauchen und morden?
Diese Fragen und noch viele mehr beschäftigten mich, und ich sagte zu Don Pedro und Pater Severin: »Wir dürfen nichts auf die lange Bank schieben. Es gibt eine Menge Arbeit.«
»Ich bin bereit«, erwiderte Pater Severin, leerte sein Glas und erhob sich. »Was tun wir zuerst, Tony? Was schlägst du vor?«
»Ich denke, wir sehen uns erst mal in Valdenebros Haus um.«
»Ich zeige euch den Weg«, sagte Don Pedro sofort und erhob sich gleichfalls.

Ich stand als letzter auf. Pater Pedro erwähnte, daß er Männer seines Vertrauens gebeten hatte, die Augen offenzuhalten und ihn zu alarmieren, wenn ihnen irgend etwas verdächtig vorkam.

Von Don Pedro würden wir es dann erfahren. Ich hoffte, daß sich in dieser Hinsicht bald etwas ergab. Egal, wer zuerst drankam –Magos Schergen, Cipriano Valdenebro oder der Vampir – –, wir mußten sie alle vernichten.

***

»Buenas dias, großer Meister!« rief Miguel Garcia aufgekratzt. »Da bin ich! Bereit zur letzten Anprobe! Wo ist denn das gute Stück, das aus mir einen Mann von Welt macht? Cipriano! He, Cipriano! Wo steckst du? Hör mal, du hast dich doch nicht etwa aufs Ohr gelegt, du alter Faulpelz?«

Er bekam keine Antwort, spürte aber die Präsenz des Unheimlichen nicht. Wenn er geahnt hätte, in welch großer Gefahr er schwebte, hätte er das Gebäude fluchtartig verlassen.

»Oder bist du am Ende wieder mal stockbesoffen?« fragte Garcia.

»Das kannst du mir nicht antun, Cipriano! Du weißt, daß ich den Anzug dringend brauche. Du hast versprochen, daß er rechtzeitig fertig wird. Ich habe mir das Geld, das ich dir dafür schon gegeben habe, vom Mund abgespart. Deshalb kann ich verlangen, daß du den zugesagten Termin einhältst!«

Er redete ins Leere.

»Langsam komme ich mir komisch vor!« brummte Garcia verstimmt. Er wiegte den Kopf. »Du bist mir ein schöner Freund. Wie bringst du es bloß fertig, mich so einfach hängenzulassen?«

Er machte ein paar Schritte, und plötzlich war ihm nicht geheuer im Haus des Schneiders, aber er verließ es nicht. Ein beklemmendes Gefühl drückte auf seine Brust, während er den Blick mißtrauisch schweifen ließ.

Irgend etwas stimmte hier drinnen nicht, aber Garcia vermochte nicht zu sagen, was ihn beunruhigte.

Seine Blicke streiften den Arbeitstisch des Schneiders, wollten weiterwandern, zuckten dann aber hastig zurück und wurden groß. Cipriano schien Besuch von einem Wahnsinnigen gehabt zu haben, der die Nähmaschine in seine Bestandteile zerlegte.

Deshalb war der Schneider nicht in seinem Haus. Vermutlich erstattete er im Nachbardorf bei der dortigen Polizeistation Anzeige.

Ausgerechnet heute! dachte Garcia wütend. Mußte der Kerl die Nähmaschine ausgerechnet heute zertrümmern, wo Cipriano sie so dringend brauchte? Hätte er nicht morgen kommen können?

Ein Geräusch drang an sein Ohr. Er fuhr zusammen, und sofort hatte er eine andere Theorie: Cipriano hatte einen Wutanfall gehabt und die

Nähmaschine in dessen Verlauf auseinandergenommen.

Und jetzt befand sich der Verrückte in einem der Räume und schämte sich in Grund und Boden.

»Cipriano?«

Garcia näherte sich einer Tür. Wenn ihn nicht alles täuschte, befand sich der Schneider dahinter.

Er schlug mit der flachen Hand auf das Holz. »Cipriano, bist du da drinnen?«

Er wartete keine Antwort ab, sondern öffnete einfach die Tür. Zögernd setzte er den Fuß in das Schlafzimmer des Schneiders. Das Bett war zerwühlt, aber Valdenebro lag nicht darin.

»Also doch!« murrte Garcia. »Gepennt hast du!«

Er machte noch einen Schritt und einen dritten. Daß sich hinter ihm die Tür langsam bewegte, fiel ihm nicht auf. Erst als sie mit einem dumpfen Knall zufiel, drehte er sich um, und dann sah er ihn – den Mann, der zum Totenkopf-Zombie geworden war!

***

»Cipriano!« schrie Miguel Garcia entsetzt. Er erkannte den Schneider an der Kleidung. Fassungslos starrte er das bleiche Knochengesicht an.

Die Totenfratze grinste ihn eiskalt an. Schwärze war in den leeren Augenhöhlen.

Verstört wich Garcia zurück, immer wieder den Kopf schüttelnd.

»Das… das gibt es doch nicht! Das ist nicht möglich!« stammelte er.

»Ich bin verrückt geworden!«

Der Totenkopf-Zombie preßte zwischen den Zähnen ein feindseliges Knurren hervor. Garcia fuhr sich mehrmals über die Augen. Es hatte den Anschein, als wollte er dieses Bild des Grauens fortwischen.

Aber diese Wahnsinnsgestalt, die es nicht geben durfte, stand danach immer noch vor ihm. Er mußte raus aus diesem Zimmer!

Durch die Tür konnte er nicht, denn vor diese trat nun das grauenerregende Monster, also mußte er versuchen, durch das Fenster zu fliehen.

In Gedankenschnelle drehte er sich um und hetzte zum Fenster.

Wieder knurrte Cipriano Valdenebro. Und dann schoß er pfeilschnell hinter Garcia her.

Sein Faustschlag ließ den Fliehenden aufschreien und stoppte ihn gleichzeitig. Garcias Körper wölbte sich nach vorn, die Schultern zog er mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück.

Er ballte die Hände zu Fäusten, fuhr auf den Absätzen herum und stellte sich zum Kampf. Der Totenkopf-Zombie wollte ihm an die Kehle gehen, doch er schlug die kalten Totenhände zur Seite.

Ciprianos Rammstoß warf ihn auf das Bett. Garcia zog sofort die Beine an und stieß sie dem Monster in die Knochenvisage. Der

Schneider flog zurück und gegen die Wand.

Garcia griff nach einem Kopfkissen, riß es mit beiden Händen hoch und begrub darin den grauenerregenden Totenschädel. Dann drehte er sich mit dem Zombie und warf ihn neben sich auf das Bett.

Er packte die Nachttischlampe und schlug damit auf den blanken Schädel ein, sobald Valdenebro das Kissen zur Seite geschleudert hatte.

Er hoffte, damit irgendeine Wirkung zu erzielen. Die Glühbirne zerplatzte mit einem dumpfen Laut, Glassplitter fielen in die leeren Augenhöhlen, aber kampfunfähig war der Schneider immer noch nicht.

Sein Knie zuckte hoch, Miguel Garcia brüllte auf, japste nach Luft und fiel mit offenem Mund auf das Laken. Sofort war Valdenebro über ihm, griff mit beiden Händen nach seinem Genick und preßte ihn so tief in die Matratze hinein, daß ihm die Luft wegblieb.

Eine furchtbare Angst wühlte sich durch sein Hirn und machte ihm klar, daß er diesen Kampf verloren hatte…

***

»Das ist das Haus«, sagte Don Pedro, und auf den kleinen Wagen weisend, der vor dem Gebäude stand, fügte er hinzu: »Der gehört Miguel Garcia. Cipriano Valdenebro hätte ihm einen Anzug nähen sollen.«

In diesem Moment alarmierte uns das Brüllen eines Menschen, der sich mit Sicherheit in Lebensgefahr befand. Ich konnte mir vorstellen, was sich im Haus des Schneiders abspielte.

Miguel Garcia mußte auf Valdenebro getroffen sein!

Ich wandte mich an den spanischen Priester. »Besser, Sie betreten das Haus nicht, Don Pedro.«

»In Ordnung, Tony.«

Pater Severin war nicht zu halten. Ein Mensch hatte in höchster Not geschrien, und darauf reagierte Severin wie ein geölter Blitz. Er hämmerte mit der Schulter die Haustür auf, blickte sich suchend um, hörte den Kampflärm, der aus dem Schlafzimmer des Schneiders drang, und war bereits auf dem Weg dorthin.

Ich folgte dem Mann in der schwarzen Soutane. Pater Severin verblüffte mich immer wieder mit seiner Schnelligkeit, die man ihm aufgrund seiner eher schlaksigen Art nicht zutraute.

Auch die Schlafzimmertür flog zur Seite, und dann trat Severins Kampfstab in Aktion.

Laut krachte das harte Holz auf die bleiche Schädeldecke des Totenkopf-Zombies, und abermals schlug Pater Severin zu.

Inzwischen erholte sich Miguel Garcia von seinem Schock. Er rollte zur Seite, fiel vom Bett und sprang auf. Als er mich mit dem Colt

Diamondback in der Faust in der Tür stehen sah, starrte er mich groß an.

Ich schickte ihn zu Pater Pedro hinaus und wollte endlich zum Schuß kommen, doch der wild kämpfende Priester befand sich ständig zwischen dem Zombie und meiner Waffe.

Cipriano Valdenebro packte den Kampfstock meines Freundes und ließ ihn nicht mehr los. Ein heftiges Ringen folgte. Der dämonische Schneider preßte Pater Severin gegen die Wand und drückte ihm den Stock waagerecht gegen den Hals. Er entwickelte dabei enorme Kräfte, und es sah für einige Augenblicke nicht gut für den kampfstarken Pfarrer aus.

Aber dann befreite sich Pater Severin, zog den Stock nach unten, dann gleich wieder hoch, drehte sich blitzartig, beugte sich nach vorn und warf Cipriano Valdenebro über seinen Rücken in hohem Bogen auf das Bett.

»Tony!« schrie er dabei.

Und ich wartete mit der Waffe im Anschlag, bis das Monster landete. Als sich sein Körper in die Matratze grub, ließ Pater Severin den Stock los und sprang zurück.

Alles andere überließ er mir, und ich wußte, was zu tun war.

Sobald keine Gefahr mehr bestand, daß ich meinen Freund verletzte, drückte ich ab.

Zwei Kugeln jagte ich durch den Lauf. Vielleicht hätte eine gereicht, aber ich wollte ganz sicher gehen, daß dieses Monster sich nicht mehr vom Bett erhob.

Geweihtes Silber riß den skelettierten Schädel zur Seite, die Finger des dämonischen Schneiders öffneten sich, und Pater Severins Kampfstab fiel zu Boden.

Cipriano Valdenebros schwarzes Leben hatte zum Glück nicht lange gewährt und – wie es aussah – auch noch keine Opfer gefordert, aber ein Grund zur Freude war das nicht, denn Magos Schergen konnten jederzeit wieder so ein gefährliches Monster erschaffen.

***

Der Tote erwachte, als die Dämmerung einsetzte.

Juan Guevara hieß er, und er verwaltete die maurische Villa des spanischen Fernsehstars Paco Santana, der dieses traumhaft schöne Gebäude, das umgeben war von üppiger Natur, als häufig frequentiertes Liebesnest benutzte.

Santana kam sehr oft hierher. Manchmal sechsmal in der Woche, und fast immer war seine Begleiterin eine andere. Nur die, an denen er besonderen Gefallen fand, brachte er öfter als einmal in sein Liebesnest mit.

Diskretion war für Juan Guevara Ehrensache, und von nun an würde

er überhaupt über die Vorgänge in der Villa schweigen wie ein Grab, denn er hatte letzte Nacht Besuch von Xendarro, dem Vampir, gehabt, und nun war er selbst ein Blutsauger, ein Untoter, der nach dem roten Lebenssaft der Menschen gierte.

Eben erst war Guevara erwacht, und schon spürte er ein schmerzhaftes Ziehen in seinem Bauch. Hunger! Er hatte Hunger! Und Durst! Aber er konnte sich nicht mit den teuren Köstlichkeiten sättigen, die sich im Kühlschrank befanden, und sein Durst konnte nicht einmal mit dem exquisitesten Champagner gelöscht werden.

Hunger und Durst waren nur mit einem wirksam zu bekämpfen: mit dem Blut eines Menschen!

Langsam richtete sich Juan Guevara auf. Er hatte ein schmales, bleiches Gesicht, und seine Augen waren jetzt so blutunterlaufen wie die von Xendarro, dem er zum Opfer fiel.

Die Dunkelheit tat seiner schwarzen Seele gut. Er leckte sich über die spröden Lippen, wobei seine Zunge gegen die langen spitzen Eckzähne stieß.

Benommen blickte er sich um, und er hatte Mühe, sich an die gestrige Nacht zu erinnern, an den Besuch Xendarros.

Noch nie hatte er diesen Namen gehört, und doch wußte er nun, daß der Blutsauger, dem er sein schwarzes Leben verdankte, so hieß. Der Name war in ihm, seit der Vampirkeim in ihm aufgegangen war.

Wenn er sich recht entsann, war er zu Bett gegangen und hatte noch in einem Buch über schwarze Messen und okkulte Dinge gelesen. Er interessierte sich nicht sonderlich dafür, aber dieses Buch stand schon so lange im Regal, daß er endlich einmal danach griff.

Grausige Opferszenen und widerwärtige Rituale wurden darin beschrieben. Es wurde in allen Details geschildert, welche Handlungen beim Zelebrieren von Satansmessen gesetzt und welche Worte dabei gesprochen werden mußten.

Juan Guevara war von dem Buch nicht fasziniert, eher abgestoßen, da es aber sachlich und korrekt geschrieben war, wollte er es zu Ende lesen.

Irgendwann hatte er dann dieses Geräusch vernommen. Jemand schien Steinchen gegen sein Fenster geworfen zu haben, und einen Moment später prasselten schon wieder Steinchen gegen das Glas.

Guevara stand auf. Er nahm an, daß sich der Besitzer der Villa auf diese Weise bemerkbar machen wollte. Manchmal fielen Paco Santana die verrücktesten Dinge ein, und man mußte auch zu jeder Tages- und Nachtzeit mit seinem Eintreffen rechnen.

Er erschien nach Lust und Laune – oder wie schnell ihm eben ein Fisch – sprich: Mädchen – ins Netz ging. Hin und wieder dauerte es bis zum Morgengrauen, bis er sein neues Opfer soweit hatte.

Guevara öffnete das Fenster und blickte in die vollmondhelle Nacht,

aber er sah niemand. Auch das konnte zu Santanas Spiel gehören. Manchmal war er schlimmer als ein Kind, vor allem dann, wenn er vor einer neuen »Braut« besonders lustig sein wollte.

Deshalb zog Juan Guevara seinen Schlafrock an und begab sich nach unten, denn es gehörte mit zu seinen Aufgaben, bei jedem Spiel, selbst wenn es noch so verrückt war, mitzumachen.

Er öffnete die Tür und trat in die milde, stille Nacht hinaus. »Señor Santana? Sind Sie das, Señor Santana?«

Er ging einige Schritte nach vorn und ließ den Blick durch die Nacht schweifen. Dann aber kam ihm ein Verdacht, der es ihm angeraten erscheinen ließ, umzukehren und sich einzuschließen.

Die Villa stand abseits vom Dorf und konnte Ziel von Einbrechern und Dieben sein, die ihn, den Verwalter, auf diese simple Weise herausgelockt hatten.

Paco Santana hatte Geld wie Heu, und er kaufte laufend neue wertvolle Kunstschätze. Man hätte seine Villa beinahe schon als Museum bezeichnen können, aber wenn Guevara über umfassende Sicherheitsmaßnahmen sprach, die schon lange nötig gewesen wären, stieß er auf taube Ohren.

Santana war zu vertrauensselig, er glaubte nicht, daß jemand ihn zu bestehlen versuchen würde. Außerdem hatte er ja einen zuverlässigen Verwalter, der auf die Kunstschätze aufpaßte, und dem Verwalter standen mehrere Gewehre zur Verfügung…

Die Gewehre!

Guevara wollte ins Haus eilen und sich eines holen, doch als er sich umdrehte, prallte er zurück, denn vor ihm stand ein blasser Mann, der ihn mit einer merkwürdigen, furchterregenden Gier anstarrte.

Juan Guevara wollte den Unheimlichen, den er nicht kommen gehört hatte, zur Seite stoßen und in die Villa rennen, doch als er sich auf den Fremden zubewegte, streckte dieser ihn mit einem Faustschlag nieder.

Blut schoß aus Guevaras Nase.

Blut!

Als der Unbekannte das sah, riß er seinen Mund weit auf, und Guevara sah die langen Eckzähne. Da wußte er, daß er es mit einem Vampir zu tun hatte.

Panik befiel ihn, er kämpfte sich hoch, wich dem Schattenwesen aus und stürmte an ihm vorbei. Aber Xendarro hatte in dieser Nacht schon auf Carmen Salguero verzichten müssen, er wollte nicht auch von hier unverrichteter Dinge fortgehen.

Fauchend warf er sich auf den Verwalter, seine Finger krallten sich in den seidigen Stoff des Schlafrocks, und Juan Guevara zerrte den Vampir buchstäblich mit ins Haus. Er wollte den Gewehrständer erreichen.

Doch Xendarro riß ihn nieder. Der Verwalter wehrte sich verzweifelt. Wild schlug er um sich, seine Fäuste trafen immer wieder das verzerrte Gesicht des Vampirs.

Es nützte nichts, seine Gegenwehr erlahmte, er vermochte Xendarro nicht mehr von sich zu stoßen. Immer besser bekam ihn der Blutsauger in den Griff; er spürte schon seinen Mund an seinem Hals.

Entsetzt drehte er den Kopf hin und her, während er begriff, daß er verloren war.

Sein Herz raste.

Und dann kam der Biß…

Guevara erinnerte sich, daß in diesem Augenblick sein Widerstand völlig zusammenbrach. Er bekam alles ganz genau mit, das lange, lange Sterben.

Immer matter wurde er, und die Blutleere in seinem Kopf nahm zu. Als ihm schwarz vor den Augen wurde, kam das Vergessen – und schließlich der Tod…

Ein Tod, der nichts Endgültiges an sich hatte. Ein Tod, aus dem es ein Erwachen zu einem neuen, unseligen Leben gab. Ein Tod, der ihn verwandelt hatte. Und ein Tod, der ihm – so paradox es auch klingen mag – ewiges Leben bescherte.

Ein Leben, für das menschliche Regeln keine Gültigkeit mehr hatten. Es gab neue Gesetze für Juan Guevara, nach denen er sich richten mußte.

Eine Umkehr hatte stattgefunden – aus Gut war Böse geworden, und Guevara würde von nun an am Tag schlafen und sich nachts auf Jagd begeben.

Er trug die Hölle in sich und mußte töten, um zu leben. Er würde den Vampirkeim weitergeben. Die schreckliche Seuche würde rasch um sich greifen, und bald würde Granadell ein Dorf von Vampiren sein.

Dann würden sie sich zusammenschließen und aus Granadell eine tödliche Vampirfalle machen, und ihre Opfer würden den unseligen Keim mitnehmen und weitertragen – hinein nach Barcelona…

Diese Vision ließ Juan Guevara grinsen. Er konnte gelassen in die Zukunft blicken, denn ihm konnte nichts mehr passieren. Ihm war es heute unverständlich, daß er sich gestern so verzweifelt gegen den Tod gewehrt hatte.

Es hatte ihm nichts Besseres widerfahren können. Sein neues Dasein brachte ihm nur Vorteile. Wenn er sich vor Sonnenlicht, fließendem Wasser, geweihten Kreuzen und noch einigen anderen Dingen in acht nahm, konnte er viele hundert Jahre alt werden, ja ewig leben!

Er würde leben, solange es Blut gab…

Der Verwalter ging durch die geräumige Halle der Villa. Er war ruhelos und faßte den Entschluß, das Haus zu verlassen und nach Granadell aufzubrechen.

Er brauchte ein Opfer.

Als er das Tor erreichte, vernahm er das Hupen eines Wagens und zuckte zusammen. Er hörte das schrille, übermütige Lachen eines Mädchens, und ein grausames Grinsen huschte über sein Gesicht.

Er brauchte nicht einmal auf Jagd zu gehen. Die Opfer kamen zu ihm…

***

Pater Severin stützte sich auf seinen Stock und betrachtete das Wesen, dessen schwarzes Leben ich zerstört hatte. »Was soll mit ihm geschehen?«

»Er ist jetzt ungefährlich«, sagte ich.

»Aber er kann nicht hier liegenbleiben.«

»Don Pedro soll veranlassen, daß man ihn abholt. Aber es sollten verschwiegene Männer sein, die ihn in einem geschlossenen Sarg forttragen, denn wenn im Dorf eine Panik ausbricht, wird unsere Arbeit zu einem Hindernislauf. Auch Miguel Garcia muß schweigen.«

»Du kannst den beiden selbst sagen, was du auf dem Herzen hast«, meinte Pater Severin.

Ich nickte und begab mich nach draußen, wo Don Pedro und Miguel Garcia standen. Der junge Mann mit dem schwarzen Kraushaar zitterte immer noch.

Er lehnte an seinem kleinen, rostigen Wagen und konnte den Horror, der ihn um ein Haar das Leben gekostet hatte, immer noch nicht fassen.

Pater Pedro redete beruhigend auf ihn ein, während Garcia mit zitternder Hand immer wieder eine Zigarette an die bebenden Lippen führte.

Er machte den Eindruck, als wäre ihm furchtbar kalt, und ich sah eine Gänsehaut an seinem Hals. Es war eine begreifliche Reaktion auf das, was er im Haus des Schneiders erlebt hatte.

Ich sprach mit ihm und mit dem spanischen Priester und nahm Garcia das Versprechen ab, zu schweigen.

»Sie… Sie können sich darauf verlassen, daß ich kein Wort darüber verliere, Señor Ballard«, versicherte mir Miguel Garcia. »Mir würde diesen Wahnsinn ohnedies niemand glauben.«

Er bot mir eine Zigarette an. Ich lehnte mit der Bemerkung, ich wäre überzeugter Nichtraucher, dankend ab.

»Werden Sie sich um Cipriano Valdenebro kümmern?« wandte ich mich an Don Pedro.

»Selbstverständlich, Tony.«

Ich hob warnend den Finger. »Aber nur die zuverlässigsten Männer dürfen ihn einsargen.«

»Ich weiß, an wen ich mich wenden kann«, sagte Pater Pedro.

»Aber ich muß noch jemanden ins Vertrauen ziehen.«
»Wen?«
»Den Arzt, der den Totenschein ausstellt.«
»Das ist klar.«
»Was soll er als Todesursache angeben? Die Wahrheit kann er wohl kaum niederschreiben.«
»Ihm wird schon irgend etwas einfallen«, sagte ich. »Und bis zur Beerdigung darf der Sarg nicht mehr geöffnet werden.«
»Das versteht sich in diesem Fall von selbst.«
»Ich wollte es nur gesagt haben«, meinte ich.
Miguel Garcia warf die Zigarettenkippe auf den Boden und trat die Glut aus. »Ich glaube, ich fahre nach Hause.«
»Fühlst du dich dazu bereits in der Lage?« fragte ihn Pater Pedro besorgt. »Es wäre mir lieber, wenn du zu Fuß heimgehen würdest; es ist ja nicht weit. Den Wagen kannst du morgen holen. Oder möchtest du noch mit ins Pfarrhaus kommen?«
Garcia schüttelte den Kopf. »Ich möchte endlich wieder zur Ruhe kommen, und das gelingt mir nur, wenn ich allein bin.«
»Gott mit dir«, sagte Pater Pedro.
Garcia verabschiedete sich von uns und ging.
»Armer Kerl«, sagte der spanische Priester und blickte ihm nach.
»Er wird dieses entsetzliche Erlebnis nie vergessen.«
»Das nicht«, sagte ich, »aber es wird im Laufe der Zeit seinen furchtbaren Schrecken verlieren, es wird verflachen und verblassen, wird ihn nicht mehr ängstigen, wenn er daran denkt.«
»Und was passiert nun?« wollte Pater Severin wissen. Seine Augen verengten sich. »Ich würde diese grausamen Schergen liebend gern für immer zur Hölle schicken.«
»Ich weiß nicht, ob wir es uns wünschen sollen, ihnen zu begegnen«, sagte ich.
»Wie sollten wir sie sonst vernichten?«
»Du hast gesehen, wozu sie fähig sind.«
»Fürchtest du sie, Tony?«
»Nein, aber mir wäre lieber, wenn sie sich von unserer Welt zurückgezogen hätten.«
»In diesem Fall könnten sie jederzeit wiederkommen oder in einem anderen Land auftauchen«, sagte Pater Severin. »Wenn wir sie aber hier und heute vernichten, kann Mago sie nicht mehr einsetzen.«
»Das ist leider nur ein schwacher Trost.«
»Wieso?«
»Weil Mago seine Schergen aus einem riesigen Höllenheer rekrutiert. Das Reservoir ist unerschöpflich. Wie viele Schergen wir auch immer vernichten, Mago kann sie ersetzen.«
»Das ist ja wie bei den Satansfalken der Grausamen 5.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht ganz so. Die Blutvögel der Grausamen 5 werden mit Magie geschaffen, während Magos ghoulähnliche Wesen bereits vorhanden sind.«

Pater Pedro fuhr sich mit der Hand über die Glatze. »Wenn man euch zuhört, kriegt man es regelrecht mit der Angst zu tun. Großer Gott, Tony, was müssen Sie schon alles erlebt haben.«

Ich nickte langsam. »Eine ganze Menge, und das Teuflische an diesem Kampf ist, daß er nie endet. Er beginnt immer wieder von neuem, hört niemals auf, denn die schwarze Macht wird ihr Ziel, die Welt zu beherrschen, nicht aufgeben.« Meine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Wenn ich bloß wüßte, weshalb Magos Schergen nach Granadell kamen.«

»Cipriano Valdenebro nahm an, daß sie sich auf der Suche befanden«, sagte Don Pedro.

»Auf der Suche nach wem?« fragte Pater Severin.

»Uns ist bekannt, daß sie in Magos Auftrag weiße Hexen jagen«, sagte ich.

»Abtrünnige Hexen«, sagte Pater Severin, den Blick auf seinen spanischen Glaubensbruder gerichtet. »Lebt in Granadell so eine?«

»Marra, die Astrologin«, sagte Don Pedro sofort. »Es wird hin und wieder behauptet, sie wäre eine weiße Hexe.«

»Und was meinst du dazu?«

Pater Pedro hob die Schultern. »Ich kenne sie kaum. Sie lebt sehr zurückgezogen.«

»Ist sie schon lange in Granadell?« wollte ich wissen.

»Drei Jahre.«

»Wovon lebt sie?« erkundigte ich mich.

»Sie schreibt vor allem Bücher über die Astrologie, und sie erstellt Horoskope, wofür sie zwar nichts verlangt – aber Spenden werden dankend angenommen.«

War die Astrologin eine abtrünnige Hexe? Diese Frage mußten wir schnellstens klären, denn wenn sie dem Bösen abgeschworen und sich dem Guten zugewandt hatte, stand sie auf Magos Totenliste, und wir konnten nur hoffen, daß seine Schergen sie noch nicht im Sinne der Hölle bestraft hatten.

***

Juan Guevara öffnete das Villentor und eilte zur geschlossenen Grundstückseinfahrt. So willkommen wie heute war ihm sein Arbeitgeber noch nie gewesen.

Er zog die Lippen schnell nach unten, damit sie die verräterischen Eckzähne verdeckten.

Paco Santana und dessen Freundin durften nicht Verdacht schöpfen!

Grell strahlten die Scheinwerfer den untoten Verwalter an, doch den

Wageninsassen fiel nicht auf, daß der Mann keinen Schatten warf. Sie waren zu sehr miteinander beschäftigt.

»Guten Abend, Juan!« rief Paco Santana, der sich im Sportwagen hochgestemmt hatte und über die Windschutzscheibe blickte. Er sah unverschämt gut aus, war der Schwarm aller Mädchen von siebzehn bis siebzig, und verfügte über eine Ausstrahlung, die via Bildschirm in ganz Spanien ankam.

Das Fernsehen machte ihn innerhalb weniger Jahre berühmt, beliebt und reich. Er suchte sich stets Rollen aus, die seinem Wesen entsprachen und beschäftigte einen Autor, der ihm alle Stücke auf den Leib schrieb.

Jedes Drehbuch mußte diesem Schriftsteller vorgelegt werden, und er änderte die Rollen dann so, daß Paco Santana sich praktisch immer wieder selbst spielen konnte, egal, in wessen Haut er schlüpfte. Selbst aus Napoleon wurde ein Paco Santana, wenn er ihn darstellte, und sein zahlreiches Publikum goutierte es.

»Guten Abend, Señor Santana«, erwiderte der Untote.

»Wollen Sie uns nicht endlich einlassen?«

»Sofort, Señor Santana.«

Der Vampir schloß das Gittertor auf und öffnete die beiden Gittertore. Paco Santana rutschte an der Lehne nach unten und gab Gas, sobald das Tor weit genug offen war.

Der Sportwagen schoß an Juan Guevara vorbei und auf die maurische Villa zu. Der Vampir grinste. »Jetzt sitzt ihr in der Falle, ohne es zu wissen.«

Schnell schloß er das Tor und kehrte zur Villa zurück. Santana stieg aus dem teuren Sportwagen, das Mädchen stellte sich auf den Beifahrersitz, legte die Arme um den Nacken des großen schlanken Fernsehstars, und er hob sie aus dem Fahrzeug, wofür sie sich mit einem Kuß bedankte.

»He, Juan, kommen Sie her!« rief Santana. »Sehen Sie sich dieses Mädchen an. Ist es nicht wunderschön?«

»O ja, Señor Santana, das ist sie«, bestätigte der Blutsauger, und er brauchte nicht zu lügen, denn das blonde Mädchen war tatsächlich eine der Schönsten, die Santana jemals hierhergebracht hatte.

Welch ein Glücksfall.

Guevara konnte sich an den üppigen Kurven der Schönheit nicht satt sehen. Vor allem ihr langer, hübscher Hals versetzte ihn in helle Verzückung.

Er erfuhr, daß sie in Santanas nächstem Film eine kleine Rolle hatte, und der große Star habe sie heute mit in die Villa genommen, damit sie sich ungestört überlegen konnten, wie die Rolle zu vergrößern war, denn damit könnte der Blondine der Durchbruch gelingen.

»Paco will mir helfen«, sagte das Mädchen zu Guevara. »Ich finde es

großartig, daß er so selbstlos ist.«

»Wir brauchten alle mal eine kleine Starthilfe«, sagte Paco Santana grinsend, legte seinen Arm um ihre schmale Taille und führte sie in sein »bescheidenes Heim«, wie er untertrieben behauptete.

Drinnen kam sie aus dem Staunen nicht mehr heraus, und was ihr Santana nach und nach zeigte, machte sie für eine Weile sprachlos.

Zum erstenmal begriff sie, wieviel Geld sich in ihrem Beruf verdienen ließ, wenn man mit den richtigen Leuten befreundet war, und Paco Santana war einer der richtigsten und wichtigsten.

Sie würde alles tun; jeden Wunsch durfte er äußern, er würde nicht unerfüllt bleiben. Sie nahm sich vor, ihn in dieser Nacht so glücklich zu machen, wie er es noch nie gewesen war, und sie würde es nicht ohne Hintergedanken tun.

Ihr war bekannt, daß Paco Santana die Frauen so häufig wechselte wie seine Oberhemden, doch wenn sie besser war als alle, die vor ihr hier mit ihm zusammen gewesen waren, würde er sie vielleicht behalten.

Dann bestand natürlich die Möglichkeit, daß er sie heiratete, wodurch all diese Schätze automatisch auch ihr gehören würden. Es liegt in der Hand einer Frau, wie gut sie den Mann, den sie haben möchte, um den Finger wickeln kann.

Sie hielt sich für fähig, ihn alle anderen Affären vergessen zu lassen. Von nun an sollte es in seinem Kopf und in seinem Herzen nur noch einen einzigen Namen geben.

Den Namen von Isabel Cruz.

Er führte sie in den Salon, wo ihnen Juan Guevara zwei Tequilas servierte.

Wenn der Vampir sich unbeobachtet fühlte, starrte er mit solcher Gier auf den Hals des Mädchens, daß sein Blick sie zutiefst entsetzt hätte, wenn er ihr aufgefallen wäre.

Aber sie war viel zu sehr mit Paco Santana beschäftigt. Ihre Heiterkeit war größtenteils echt, aber sie tat noch ein bißchen dazu, ohne es zu übertreiben.

Paco sollte sich in ihrer Gesellschaft wohl fühlen, sie wollte ihn mit ihrer natürlichen Fröhlichkeit anstecken, und Guevara stellte fest, daß sein Arbeitgeber so übermütig wie schon lange nicht mehr war.

Santana fragte das Mädchen, was es essen wolle, es wäre alles da, von Wachteleiern über russischen Kaviar bis zu Hasenbraten, Wildschweinkeulen, Steaks…

Die Speisen wären alle tiefgefroren und könnten nach einem kurzen Aufenthalt im Mikrowellenherd von Guevara serviert werden.

Isabel traf ihre Wahl, und Juan Guevara begab sich in die Küche.

»Er ist ein Prachtbursche«, sagte Santana und goß sein Glas wieder voll.

»Gib mir auch noch einen«, verlangte Isabel Cruz und leerte ihr Glas.

Santana lächelte. »He, willst du bei mir etwa mithalten? Ich fürchte, das schaffst du nicht.«

»Oh, ich kann was vertragen, ich bin ziemlich trinkfest.«

»Das ist bei Mädchen eine Seltenheit.«

»Ich bin eben etwas Besonderes«, sagte Isabel und ließ ihre dunklen Augen blitzen.

Er trat einen Schritt zurück, um sie besser von Kopf bis Fuß mustern zu können. »O ja, bei Gott, das bist du wirklich.«

Sie sprachen nicht über die Rolle, denn zwischen ihnen beiden war längst klar, daß Santana diesen Vorwand nur gebrauchte, um mit Isabel die Nacht in seinem Liebesnest verbringen zu können.

Sie hatte nichts dagegen, im Gegenteil, sie freute sich darauf, ihre diesbezüglichen Talente in die Waagschale zu werfen. Über die Rolle würden sie morgen reden.

Morgen, wenn Paco nach dieser ersten Nacht so verrückt nach ihr war, daß er wie ein Süchtiger immer wieder nach ihrem süßen Gift lechzte.

»Ich bin froh, daß ich Juan Guevara habe«, sagte Santana. »Er ist ein Juwel. Ich glaube, einen so zuverlässigen, loyalen Verwalter würde ich nie wieder finden, deshalb behandele ich ihn wie ein rohes Ei.«

Sie schmiegte sich an ihn. »Hast du vor, mich auch mit Samthandschuhen anzufassen?«

»Über dich werde ich nach dem Abendessen wie eine reißende Bestie herfallen«, sagte er grinsend, knurrte wie ein Tiger und biß sie in den Hals.

Guevara servierte das Essen und zog sich zurück.

»Also, ehrlich gesagt, mir gefällt dein Verwalter nicht«, sagte Isabel zum erstenmal schaudernd, denn sie hatte einen Blick von dem Mann aufgefangen, der ihr Angst machte.

»Was hast du gegen ihn? Er ist ein netter, arbeitsamer, ruhiger Kerl.«

»Wieso ist er so schrecklich blaß? Er sieht aus, als befände sich kein Tropfen Blut in seinen Adern.«

»Vielleicht fühlt er sich heute abend nicht wohl. Ich werde ihm sagen, daß wir ihn nicht mehr brauchen – oder legst du Wert darauf, daß er Anstandsdame spielt?«

»Oh, ich kann schon selbst auf mich aufpassen.«

»So ist es richtig.«

Sie sah ihn unter ihren halb gesenkten Wimpern mit einem Blick an, der ihm einfach unter die Haut gehen mußte. »Ich bin sicher, du wirst mit mir nichts anstellen, wogegen ich mich wehren müßte.«

Er grinste breit. »Bestimmt nicht.«

»In diesem Fall würde Juan Guevara nur stören, findest du nicht?«

»Du bist ein wunderbares Mädchen, Isabel. Ich freue mich, daß wir

einander so großartig verstehen.«
»Als ich dich zum erstenmal sah – in der Kantine, erinnerst du dich? – –, da wußte ich sofort, daß wir beide dieselbe Wellenlänge haben.«
»Mir ging es genauso«, gab Santana zu.
»So etwas spürt man einfach«, sagte Isabel Cruz, und der Vampir stand draußen vor der Tür und hörte sich das Gespräch an, während sein Bluthunger so groß wurde, daß er ihn kaum noch unterdrücken konnte.
Er wäre am liebsten in den Salon gestürmt und über das Mädchen hergefallen. Er hätte Santana niederschlagen können, dann wäre ihm das blutjunge, schöne Mädchen ausgeliefert gewesen.
Aber besser war es, noch zu warten, sich zu bezähmen und sich dem Opfer zu nähern, wenn es völlig ahnungslos war, vielleicht sogar schlief…
Als er den Nachtisch servierte, sagte Paco Santana, er könne zu Bett gehen, sie würden ihn nicht mehr benötigen.
»Die paar Drinks, die wir noch zwitschern, kann ich zur Not auch selbst eingießen«, sagte der Fernsehstar.
»Dann darf ich Ihnen beiden eine gute Nacht wünschen«, sagte Juan Guevara.
Er deutete eine leichte Verneigung an, aber der Blick, den er Isabel Cruz aus seinen blutunterlaufenen Augen zuwarf, sagte mehr als diese Geste.
Es durchlief sie eiskalt, als der Vampir sie anschaute, und sie beschloß, darauf zu drängen, daß Paco diesen Mann entließ. Nicht heute, nicht morgen. So etwas konnte sie erst verlangen, wenn Paco Wachs in ihren Händen war. Bis dahin mußte sie sich wohl oder übel mit Guevara abfinden.
Der bleiche Verwalter zog sich zurück, und Isabel brauchte eine Weile, bis sie wieder in Stimmung kam. Von nun an steuerte sie unbeirrt auf ihr Ziel los.
Alles, was sie machte oder sagte, sollte Paco für ihre unübersehbaren Reize noch empfänglicher machen. Sie bereitete den Untergang seines Junggesellenlebens raffiniert vor. Es kam einer Gehirnwäsche sehr nahe, was sie mit ihm anstellte.
Er durchschaute die fein gesponnenen Tricks nicht, die sich wie unsichtbare Netze um ihn legten. Er genoß es, wie ihn Isabel umgarnte.
Sie war das erste Mädchen, das ihm schon in diesem Stadium unter die Haut ging. Er spürte die Widerhaken, mit denen sie sich in ihm festkrallte, doch es machte ihm nichts aus.
Er begriff, daß es ungemein schwierig werden würde, Isabel wieder loszuwerden, aber wollte er sich von ihr trennen? Hatte er nicht nach jahrelangem Suchen endlich die Richtige gefunden? Die Frau fürs

Leben…?

Nach dem Essen legte Santana eine Schallplatte auf, die zu seiner großartigen Stimmung paßte. Sie waren beide etwas ernster geworden, und sie wußten, welchen Wunsch sie einander bald erfüllen würden.

Sie tranken und tanzten, und sie hatten das Gefühl, auf Wolken zu schweben. Santana küßte sie, und sie erwiderte diesen Kuß mit der gleichen Leidenschaft.

Seine Hände streichelten ihren Körper und Isabel atmete ebenso heftig wie er.

»Gehen wir nach oben?« keuchte er an ihrem Ohr.

»Kannst du noch fünf Minuten warten? Ich möchte duschen.«

»Okay.«

Santana beschrieb ihr den Weg zu seinem Schlafgemach. Er hätte sie gern begleitet, aber das wollte sie nicht. Sie sagte, er solle sich noch einen Drink nehmen und das Glas langsam leeren, und wenn sich kein Tropfen Tequila mehr darin befände, könne er kommen.

Er würde sich daran halten.

Sie verließ den Salon und stieg die breite Steintreppe hinauf.

Juan Guevara hörte ihre Schritte, und wieder einmal glitt seine Zunge rasch über die spröden Lippen. Ein tödliches Feuer brannte in seinen blutunterlaufenen Augen.

Bald, dachte er aufgeregt. Bald ist es soweit…

Isabel Cruz betrat das Zimmer, in dem sie mit Paco Santana die Nacht verbringen würde. Der Raum wurde von einem riesigen Baldachinbett beherrscht, in dem vier Personen bequem Platz gehabt hätten.

Dort, sagte sich das schöne Mädchen, und ein kleines Lächeln umspielte ihren Mund, wird sich deine Zukunft entscheiden…

Eine Tapetentür führte in ein hell gefliestes Bad mit allen Schikanen. Es war alles da, was Isabel brauchte. Sogar der weiche, flauschige Damenbademantel und die Kunststoffduschhaube fehlten nicht.

Paco Santana war für einen Damenbesuch bestens ausgerüstet. In Zukunft sollten aber keine anderen Mädchen mehr diese Dinge verwenden. Isabel betrachtete sie jetzt schon als ihr Eigentum.

Sie war nicht eifersüchtig auf die Frauen, die vor ihr hier gewesen waren. Was vor ihrer Zeit gewesen war, ging sie nichts an, von nun an aber würde Paco Santana nur noch mit einer Frau zusammen sein. Mit ihr.

Sie entkleidete sich rasch.

Splitternackt trat sie vor den großen Wandspiegel und betrachtete sich wohlgefällig darin. Paco hatte sich nicht zu beklagen. Er bekam etwas Besonderes.

Warum sollte er nach Schlechterem greifen, wenn das Bessere in

Zukunft immer in seiner Nähe sein würde?

Das blonde Mädchen hatte plötzlich den Eindruck, nicht allein zu sein. Sie dachte unwillkürlich an Juan Guevara, doch im Spiegel, durch den sie den ganzen Raum überblickte, entdeckte sie ihn nicht.

Natürlich nicht!

Denn Vampire haben kein Spiegelbild!

Aber er war da, stand hinter ihr, und jetzt berührte er ihren warmen, makellosen Körper. Sie fuhr mit einem grellen Schrei herum und sah die langen, spitzen Vampirhauer direkt vor ihrem Gesicht.

***

Obwohl es nicht weit zum Haus der Astrologin war, fuhren Pater Severin und ich mit dem Wagen, während sich Don Pedro in das Pfarrhaus begab, um einige wichtige Telefonate zu führen.

»Ich halte nichts von Horoskopen«, sagte mein Freund, rümpfte die Nase und schüttelte den Kopf. »Kein Mensch kann in die Zukunft sehen, das ist alles Humbug.«

»Es gab aber doch zu jeder Zeit Propheten. Das Alte und das Neue Testament berichten von ihnen. Lehnst du ihre Weissagungen auch ab?«

»Nicht, wenn sie von Gott kamen. Solche Propheten waren Auserwählte des Herrn, und das sind die vielen Astrologen, die es heute überall auf der Welt gibt, mit Sicherheit nicht. In meinen Augen sind diese Leute clevere Geschäftemacher, die ihren Mitmenschen etwas vorgaukeln.«

»Sie verkaufen Träume, ist das nicht legitim?«

»Ich finde, man sollte mit Träumen kein Geschäft machen«, sagte Pater Severin entschieden. »Was will einer, der so einen Astrologen aufsucht, denn schon hören? Doch niemals etwas Schlechtes. Also erfährt er von diesen Leuten nur Gutes. Sie reden ihm nach dem Mund und sagen ihm das, was er hören will. Ich sehe keinen Sinn darin, deshalb lehne ich die Astrologie ab.«

»Aber es befassen sich seriöse Wissenschaftler mit diesem Themenkreis.«

»Das ist mir bekannt, doch ich bin nicht bereit, ihre zahlreichen Theorien – um nichts anderes handelt es sich – zu akzeptieren. Unser Leben wird nicht von den Sternen bestimmt, sondern von einem höheren Wesen, das wir Gott nennen.«

Ich kuppelte aus und ließ den weißen Seat auf ein altes, düsteres Haus zurollen. Wir waren am Ziel.

Bevor ich ausstieg, wandte ich mich an Pater Severin. »Tust du mir einen Gefallen?«

»Welchen?«

»Keine Grundsatzdiskussionen mit Madame Marra, okay? Deswegen

suchen wir sie nicht auf. Wir wollen herausfinden, ob sie eine weiße Hexe ist, denn wenn ja, dann hat sie unsere Hilfe dringend nötig.«

»Ich kann ja im Wagen sitzenbleiben, wenn dir das lieber ist.«

»Nun sei nicht eingeschnappt und komm.«

Wir verließen den Seat, und ich klingelte an Madame Marras Tür.

Als sie öffnete, war ich von ihrer feierlichen Schönheit überwältigt.

Sie war eine attraktive reife Frau, sehr gepflegt, sehr vornehm, und sie wirkte überdies auch sehr seriös.

Ihre dunklen Augen musterten mich aufmerksam und schwenkten dann zu Pater Severin hinüber. Daß er nicht wegen eines Horoskops hier war, konnte sie sich denken.

Ich nannte Marra, der Astrologin, meinen Namen und stellte auch den Mann in der schwarzen Soutane neben mir vor.

»Was führt Sie zu mir?« wollte Madame Marra vorsichtig wissen.

»Wir müssen dringend mit Ihnen reden«, sagte ich und ging auf sie zu. Ein wenig widerstrebend, wie mir schien, gab sie die Tür frei und ließ uns in ihr Haus.

Ich war froh, daß sie noch lebte…

***

Der schrille Schrei alarmierte Paco Santana. »Isabel!« stieß er aufgeregt hervor und drehte sich erschrocken um. »Um Himmels willen!«

Der Fernsehstar stieß mit dem Ellbogen die Tequilaflasche um, und weil er sich so ruckartig umgedreht hatte, schwappte der Schnaps aus seinem Glas.

Aber er hatte ohnedies schon genug getrunken, der Alkohol umnebelte bereits seinen Geist, deshalb stellte er sein Glas hart ab und machte einige unentschlossene Schritte.

Was hatte das zu bedeuten? Wieso hatte Isabel geschrien? War Juan Guevara etwa zudringlich geworden?

»Ausgeschlossen«, sagte Santana und schüttelte überzeugt den Kopf. »So etwas würde er niemals tun.«

Aber er konnte den gellenden Schrei nicht unbeachtet lassen.

Vielleicht gab es dafür eine harmlose Erklärung – Isabel konnte sich vor irgend etwas erschreckt haben. Dennoch durfte er die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Er mußte nach Isabel sehen.

»Isabel!«

Endlich stürmte er los, riß die Salontür auf und hastete durch die Halle.

»Isabel!«

Immer wieder schrie er ihren Namen, und er hoffte, daß sie ihm antwortete, aber sie blieb stumm. Das beflügelte seine Angst und seinen Schritt.

Es darf ihr nichts zugestoßen sein! schrie es in ihm. Ich… ich glaube, ich … liebe sie … Sie ist das erste Mädchen, bei dem ich so stark empfinde … Ich brauche Isabel!

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, jagte er die Steintreppe hinauf. Er war in großer Sorge. Dieser Schrei ging ihm nicht aus dem Sinn, er vermeinte ihn immer wieder zu hören. Pausenlos gellte er in seinen Ohren. Das machte ihn wahnsinnig.

»Isabel!« schrie er wieder. »Juan!«

Seine Stimme hallte durch das Haus, doch der Verwalter ließ sich nicht blicken. Teufel noch mal, Juan mußte den schrillen Schrei doch auch gehört haben.

Vielleicht ist er schon bei ihr, dachte Paco Santana, während er auf die Schlafzimmertür zueilte. Er stolperte in den Raum und blickte sich gehetzt um.

Weder Isabel noch Juan waren da. Santana eilte weiter, betrat das Bad, und nun sah er das Mädchen. Nackt lag sie auf dem Boden, die Glieder seltsam verrenkt, die Augen in panischem Schrecken aufgerissen…

Tot!

»Neiiin!« brüllte Paco Santana seinen Schmerz heraus. »Isabel! Mein Gott, wer hat das getan?«

Das Fenster war offen, Santana rannte hin, sah hinaus, bemerkte niemanden, machte kehrt und warf sich neben der nackten Leiche auf die Knie.

Er begriff das nicht. Wieso war Isabel tot? Sie war doch vor wenigen Minuten noch quicklebendig gewesen. Juan Guevara!

Warum hatte er sich auf sein Rufen nicht gemeldet? War er der Mörder?

Der Mann muß den Verstand verloren haben! dachte Santana entsetzt. Tagtäglich werden irgendwo auf der Welt Menschen verrückt, drehen ganz plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, durch und bringen jemanden um. In diesem Augenblick noch völlig harmlos, im nächsten ein gefährlicher Mörder, weil das Gehirn, dieser komplizierte Apparat, auf einmal einen Kurzschluß hat…

Das mußte mit Guevara passiert sein!

Aber wie? Wie hatte er es getan? Paco Santana konnte an der Toten nicht den kleinsten Kratzer feststellen. Hatte der Schreck ihr Herz zum Stillstand gebracht?

Ihr Kopf war halb auf die Seite gedreht, deshalb konnte er die Bißwunde an ihrem Hals nicht sehen.

Er war so geschockt, so durcheinander, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

Isabel – tot… Isabel – tot … Isabel – tot … Das hämmerte pausenlos auf ihn ein und ließ kaum Platz für andere Gedanken. Der Wahnsinn

wollte nicht in seinen Schädel. Er weigerte sich zu glauben, was er sah, aber dieses nackte tote Mädchen war eine grauenvolle Tatsache, die er früher oder später akzeptieren mußte.

Er sprang auf. »Juan!« schrie er außer sich vor Wut und Haß. »Wo bist du? Wo steckst du, du gottverdammter Mörder? Wo hast du dich verkrochen? Komm heraus aus deinem Versteck!«

Er wankte aus dem Bad, durch das Schlafzimmer, auf den schummrigen Gang.

»Juan, ich bringe dich um, wenn ich dich erwische! Ich erschlage dich wie einen räudigen Hund!«

Er lief zu Juan Guevaras Zimmer, stieß die Tür auf, doch der Verwalter war nicht da.

Santana riß Schranktüren auf, nahm einen von zwei gekreuzten Degen von der Wand, stach in die Bettdecke, zerfetzte in seiner Wut und in seinem Schmerz die Vorhänge, schlitzte die Polstermöbel auf und stellte sich immer wieder vor, es wäre Juan Guevara, den der Degenhieb traf.

Paco Santana wütete in allen Räumen auf die gleiche Weise, und er verausgabte sich dabei so sehr, daß er bald entkräftet zusammensackte, den Degen wegwarf, die Hände vors Gesicht schlug und schluchzend weinte.

»Polizei«, preßte er nach einer Weile heiser hervor. »Ich muß die Polizei verständigen! Juan hat die Villa verlassen! Sie müssen ihn suchen! Ich habe keine Zeit, ich muß mich beeilen! Je mehr Zeit vergeht, desto größer ist sein Vorsprung und damit auch seine Chance, zu entkommen!«

Santana quälte sich hoch und eilte die Treppe hinunter. Es gab mehrere Apparate im Haus. Eines der Telefone stand in der Halle auf einem zierlichen dreibeinigen Tischchen.

Der Schauspieler packte den Hörer und riß ihn aus der Gabel. Da irritierte ihn am oberen Treppenende eine Bewegung. Er schaute hinauf und rechnete damit, Juan Guevara, Isabels wahnsinnigen Mörder, zu sehen.

Doch dort oben stand nicht der Verwalter, sondern das Mädchen.

Sie trug jetzt einen Bademantel und lächelte ihn seltsam an. Langsam ließ der Fernsehstar den Hörer sinken.

Isabel Cruz lebte!

Jetzt verstand er überhaupt nichts mehr!

***

Die Wände waren schwarz tapeziert, und silberne und goldene Sternzeichen und Symbole funkelten uns entgegen. Es gab Kreise und Linien, die sich überschnitten oder an Fixpunkten miteinander verbunden waren.

Die Wohnung beeindruckte mich ebenso wie die Frau mit dem langen kupferfarbenen Haar, die uns ein wenig widerstrebend eingelassen hatte.

Hatten wir in dieser attraktiven Person, die soviel Persönlichkeit ausstrahlte, eine weiße, also eine abtrünnige Hexe vor uns?

Sie bot uns mit einer eleganten Handbewegung Platz an. Pater Severin setzte sich und lehnte seinen Kampfstock neben sich an die Wand.

Auch Marra, die anmutige Astrologin, nahm Platz und schlug die Beine übereinander. All das machte sie sehr gekonnt. Jede Bewegung schien einstudiert zu sein und auf eine größtmögliche Wirkung abzuzielen. Ich hatte noch keine Frau gesehen, die ihr Haar so großartig und lässig zurückwarf.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten?« fragte Marra.

»Danke, nein«, sagte ich.

»Für mich auch nichts«, brummte Pater Severin.

Er war zwar Priester, und der Zölibat war für ihn ein ehernes Gesetz, das er niemals verletzen würde, aber er war auch ein Mann, und er hatte Augen.

Und was diese Augen sahen, mußte auch ihm gefallen. Ich glaubte zu erkennen, daß ihm die Astrologin sympathisch war. Da war ein Ausdruck in seinem Gesicht, den es vorhin, als er über die Astrologen wetterte, noch nicht gegeben hatte.

Madame Marra legte die schlanken Hände auf die Schenkel. Sie trug ein violettes Kleid mit einem – es sei mir erlaubt, das zu erwähnen – sehenswerten Ausschnitt.

Ich hatte Mühe, zu verhindern, daß sich meine Augen daran festsaugten.

»Nun«, sagte Madame Marra und richtete ihren offenen Blick auf mich. »Was kann ich für Sie tun?«

Ich lächelte. »Es ist nicht ganz einfach, das zu erklären.«

»Versuchen Sie es…«

Ich sagte, ich müßte zunächst voraussetzen, daß sie als Astrologin an übersinnliche Kräfte und Phänomene sowie an Geister und Dämonen glaube.

Ich hörte keinen Widerspruch von ihrer Seite. »Wir sind nicht die einzigen Wesen auf dieser Welt«, sagte Marra. »Ich bin davon überzeugt, daß es außer dieser noch viele andere Welten gibt, sichtbare und unsichtbare, und das Gegenstück zum Guten ist das Böse. Mir ist bekannt, daß es eine weiße und eine schwarze Magie gibt…«

»Zu welcher tendieren Sie?« warf ich ein.

»Zur weißen«, antwortete Marra, ohne nachzudenken, aber damit hatte sie noch nicht zugegeben, daß sie eine Frau mit übersinnlichen

Kräften war, die von der schwarzen auf die weiße Seite wechselte.
Würde sie es uns überhaupt gestehen?
»Ich jage seit Jahren Geister und Dämonen«, erzählte ich der Astrologin.
»Man nennt mich in den Kreisen meiner Feinde den Dämonenhasser, und ich stehe zu diesem Namen.«
»Jeder Mensch, der an das Gute glaubt, muß die Dämonen, die nur leben, um Böses zu tun, hassen, Señor Ballard.«
»Freut mich, daß wir in diesem Punkt übereinstimmen«, sagte ich lächelnd. »Ich hoffe, das wird auch noch in weiteren Punkten der Fall sein.«
Ich sprach über meinen Job und erwähnte, daß Pater Severin die Silberkugeln weihte, mit denen meine Freunde und ich die Waffen luden.
Marra musterte den Mann in der schwarzen Soutane mit einem freundlichen Blick. »Wie mir scheint, beschränken Sie sich nicht nur darauf, Silberkugeln zu weihen, Pater Severin.«
»Nein, wenn ich kann, greife ich auch aktiv in das Geschehen ein«, antwortete der Priester.
»Es ist begrüßenswert, daß die Hölle einen so mutigen Gegner hat«, bemerkte Madame Marra, und ich glaubte zu wissen, daß sie mit diesen Worten das Herz meines Freundes gewonnen hatte.
Ich lenkte das Gespräch auf meine Freunde, erzählte von Mr. Silver, dem Ex-Dämon, und von Roxane, der Hexe aus dem Jenseits.
Auch Oda, die weiße Hexe, die mit Lance Selby, dem Parapsychologen, befreundet war, erwähnte ich, um Marras Vertrauen zu gewinnen.
Während ich redete, beobachtete ich die Astrologin sehr genau, doch sie verzog keine Miene. Ernst und schweigsam hörte sie mir zu. Es war ihr nicht anzusehen, ob sie das, was ich sagte, interessierte oder gar bewegte.
Sie schien eine Maske aufgesetzt zu haben, eine schöne, aber unnahbare Maske.
Nachdem ich über Roxane und Oda gesprochen hatte, tat ich den nächsten Schritt: Ich erwähnte zum erstenmal Magos Namen.
Spätestens jetzt erwartete ich mir ein leichtes Zusammenzucken, ein kurzes Flattern der Lider, doch nichts dergleichen passierte.
Merkwürdig, dachte ich. Sehr merkwürdig. »Haben Sie schon mal von Mago gehört?« fragte ich die Astrologin direkt.
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Señor Ballard, der Name sagt mir überhaupt nichts.«
Das konnte nicht stimmen. Wenn sie eine abtrünnige Hexe war, mußte sie Mago kennen, oft schon von ihm gehört haben, ihn fürchten.

»Mago ist von der schwarzen Macht dazu ausersehen, abtrünnige Hexen zu jagen und zu töten«, erklärte ich.

Madame Marra sah mir fest in die Augen und fragte: »Ist er der Grund Ihres Besuches?«

»Ja«, antwortete ich.

»Und wieso kommen Sie beide zu mir?« fragte die Astrologin verwundert.

Ich erzählte ihr auch von Magos Schergen und daß wir schon sowohl mit ihnen als auch mit Mago selbst zu tun hatten, und dann ließ ich endlich die Katze aus dem Sack: »Magos Schergen befinden sich seit gestern in Granadell.«

Sie wurde nicht blaß, sprang nicht erschrocken auf, hielt den Atem nicht an… Nichts. Hatte sie sich so gut unter Kontrolle?

»Magos Schergen«, sagte sie, und es klang so, als brauchte sie vor diesen Höllenwesen keine Angst zu haben. »Ich verstehe immer noch nicht, warum Sie das alles mir erzählen, Señor Ballard.«

»Kennen Sie Cipriano Valdenebro?«

»Den Schneider, natürlich. Er arbeitete schon mal für mich. Ich glaube, Sie können in jedem Schrank dieses Dorfes ein Kleidungsstück finden, das Cipriano Valdenebro angefertigt hat. Er ist ein sehr guter Schneider.«

»Das war er«, korrigierte ich die Astrologin.

»War?« fragte sie erstaunt.

»Er lebt nicht mehr.« Ich sagte ihr, was Magos Schergen aus ihm gemacht hatten, und zum erstenmal reagierte sie: mit ehrlicher Betroffenheit.

»Der arme Mann«, flüsterte Madame Marra.

»Er erzählte Don Pedro, daß die Schergen offensichtlich jemand suchten.«

»Wen?« fragte Marra.

»Wissen Sie es nicht?«

»Wie sollte ich, Señor Ballard?« fragte die Astrologin und schaute mich verwundert an.

»Natürlich suchen diese Höllenkreaturen eine weiße Hexe«, sagte ich.

»Hier in Granadell?« Wieder dieser verwunderte Blick, aber keine Panik, keine Angst. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. Ich hatte ihr von meinen Freunden und unseren Problemen mit Mago und seinen Schergen erzählt, aber sie vertraute sich mir nicht an.

Glaubte sie mir nicht?

Hielt sie mich für einen Lügner, der ihr ein Märchen erzählte, um ihr ein Geheimnis zu entlocken, das sie streng hütete? Und wie war es mit Pater Severin? Hielt sie den etwa auch für einen Lügner? Seit wann lügen denn Priester?

»Ich glaube, ich muß deutlicher werden«, sagte ich. »Pater Severin

und ich kamen nach Granadell, weil uns Don Pedro darum bat. Der Priester fürchtet um die Sicherheit der Dorfbewohner. Mit Recht, wie sich inzwischen herausstellte, denn Magos Schergen machten aus dem Schneider einen gefährlichen Totenkopf-Zombie. Aber sie kamen mit Sicherheit nicht in dieses Dorf, um Valdenebro zu töten, der bedauernswerte Mann kam ihnen lediglich in die Quere. Ihre eigentliche Aufgabe war und ist es, eine weiße Hexe in Granadell aufzuspüren. Sie sind Astrologin, und mir kam zu Ohren, daß manche Leute Sie eine Hexe nennen, Madame Marra. Was sagen Sie dazu?«

»Ach, jetzt verstehe ich, Señor Ballard«, sagte die Astrologin und lächelte mich entwaffnend an. »Sie sind hier, weil Sie glauben, ich wäre eine weiße Hexe.«

»Sind Sie das nicht?«

»Mein lieber Señor Ballard, die Menschen reden sehr viel dummes Zeug. Ich nehme an, damit sage ich Ihnen nichts Neues. Ich bin Astrologin; solche Leute umweht zumeist ein geheimnisvoller Hauch. Vielleicht ist das der Grund, weshalb man in mir eine Hexe zu sehen vermeint, doch für mich ist die Astrologie nichts weiter als eine exakte Wissenschaft mit präzise vorgegebenen Formeln und Berechnungen. Da ist kein Zauber dabei, es hat alles Hand und Fuß, und es kostete mich sehr viel Schweiß und Mühe, mir dieses umfassende Wissen anzueignen, das ich den Menschen heute zur Verfügung stelle. Ob ich eine Hexe bin, wollen Sie wissen. Nun, meine Antwort lautet klar und kurz: nein. Es freut mich, daß Sie sich um mich Sorgen machten, und ich danke Ihnen, daß Sie zu mir kamen, um mich zu warnen und zu beschützen – ich darf doch annehmen, daß Sie auch das getan hätten…«

»Ja.«

»Aber ich bin nicht die Frau, die Magos Schergen suchen. Das heißt mit anderen Worten: Ich habe von diesen Höllenkreaturen genausoviel oder genausowenig zu befürchten wie jede andere Frau in Granadell.«

Ich atmete tief ein. »Nun, dann entschuldigen Sie bitte die Störung, Madame Marra.«

»Ist schon in Ordnung. Ich verstehe, daß Sie diesem Gerücht nachgehen mußten. Ich habe nichts zu entschuldigen. Ihre Vermutung hätte schließlich auch richtig sein können.«

Sie ist richtig! dachte ich, aber ich kann nichts beweisen.

Ich beschäftigte mich in meinen Gedanken mit Oda und Roxane.

Sie waren von Menschen nicht zu unterscheiden, und doch waren sie Hexen.

Nur wer so lange und so häufig mit ihnen zu tun hatte wie ich, der merkte einen kleinen Unterschied. Ich hätte ihn nicht einmal definieren können, aber irgendwie waren die beiden weißen Hexen ja doch anders als menschliche Wesen, und ich glaubte, diese

Abweichung, die man nicht sehen und nicht messen, sondern nur erahnen konnte, auch bei Marra festzustellen.

Marra, die Astrologin, schien es sich zum Grundsatz gemacht zu haben, niemandem zu trauen, und davon wich sie keinen Millimeter ab.

Anscheinend vertraute sie sich prinzipiell niemandem an.

Vielleicht wandte sie nicht einmal mehr ihre Hexenkünste an, um ihre Herkunft völlig zu verleugnen.

Das war nicht ungefährlich für sie, denn ihre Fähigkeiten konnten unter Umständen verkümmert sein und ihr nicht mehr zur Verfügung stehen, wenn sie sie brauchte, um sich zu schützen.

Ich erhob mich.

»Bedauerlich, daß Sie Ihre Suche fortsetzen müssen, Señor Ballard«, sagte die Astrologin.

Ich lächelte gekünstelt. »Es wäre herrlich, wenn etwas mal so glatt abliefe, wie ich es mir wünsche. Leider kommt es immer wieder zu unerwarteten Komplikationen.«

»Ich wünsche Ihnen Glück«, sagte Marra.

Glück, dachte ich und sah sie ernst an, brauchst du wahrscheinlich schon bald viel mehr als ich.

***

»Isabel!«

Paco Santana legte den Hörer auf die Gabel und blickte verwirrt zu dem Mädchen hinauf, das noch immer am oberen Treppenende stand. Jetzt setzte sie ihren nackten Fuß auf die erste Stufe.

»Isabel, du… du lebst!« sagte der Fernsehstar gepreßt. Er freute sich, natürlich freute er sich, aber er konnte die Situation nicht verstehen.

Wie tot hatte sie doch auf den Fliesen des Badezimmers gelegen.

Er hätte schwören können, daß sie nicht mehr lebte, und da sich Juan Guevara nicht mehr blicken ließ, erschien es ihm nur logisch, den Verwalter für Isabels Mörder zu halten.

Aber nun stieg das Mädchen diese Stufen herunter, und das stellte die Logik auf den Kopf.

Also hatte er sie nur für tot gehalten. Diese Erklärung leuchtete ihm ein. Logischerweise durfte er in Juan Guevara nicht länger einen Mörder sehen.

Der Verwalter war vielleicht in diesem Moment hinter jener Person her, die Isabel so sehr erschreckte, daß sie das Bewußtsein verlor.

Ich habe Juan unrecht getan, dachte Paco Santana, und ihm fiel ein, wie schrecklich er in den Räumen mit dem Degen gewütet hatte. Es war aus unbegründeter Wut und Verzweiflung geschehen.

Seine Freude darüber, daß Isabel Cruz lebte, kannte keine Grenzen.

Sie lächelte sonderbar, ihre Lippen hoben sich dabei nicht. »Natürlich

lebe ich, Paco.«

»Aber vorhin… Du hast geschrien …«

»Ich habe dich erschreckt«, sagte das Mädchen mit sanftem Bedauern. »Das tut mir aufrichtig leid, Paco. Ich hätte es dir sagen sollen.«

»Was?«

»Ich bin leider nicht so trinkfest, wie ich behauptet habe. Ich vertrage nicht viel Alkohol, aber ich wollte dir gegenüber nicht schwach sein.«

»Warum nicht? Was ist dabei, wenn eine Frau schwach ist, Isabel? Hat es die Natur nicht so eingerichtet?«

»Manchmal tut mir der Alkohol nichts, und ich hoffte, daß es heute so sein würde. Aber hin und wieder wirft er mich um… Katalepsie, das ist eine totenähnliche Starre. Als sie mich befiel, stieß ich diesen Schrei aus, und dann stürzte ich zu Boden. Ich kann in diesem Zustand alles wahrnehmen, mich aber nicht mitteilen. Nicht das kleinste Lebenszeichen konnte ich dir geben, obwohl ich so großes Mitleid mit dir hatte. Mein armer Liebling, ich wollte, dir wäre dieser furchtbare Schock erspart geblieben.«

Er musterte sie unsicher. »Und nun…?«

»Jetzt ist wieder alles in Ordnung, Paco. Du brauchst keine Angst zu haben, ich klappe nicht noch einmal zusammen, und wenn ich den Alkohol meide, wird es auch nie wieder passieren.«

Er fuhr sich mit dem Finger in den Hemdkragen. »Ich möchte das auch nie mehr erleben. Es war schrecklich.«

»Willst du nun nichts mehr von mir wissen, Paco? Schreckst du vor meiner Krankheit zurück? Stößt sie dich ab?«

»Wie kannst du so etwas sagen? Du bist so schön, so wunderschön, Isabel. Ich… ich kann ohne dich nicht mehr sein. Nie wieder biete ich dir einen Tropfen Alkohol ein.«

»Es war dumm von mir, den Tequila zu trinken, bitte verzeih.«

»Es gibt nichts zu verzeihen. Wichtig ist nur, daß du nicht… tot bist.«

Sie lächelte kalt »Nein, Paco, tot bin ich nicht.«

Isabel Cruz blieb stehen. Da sie eine Stufe höher stand, war sie so groß wie er, sie überragte ihn sogar um ein paar Zentimeter. Sanft streichelten ihre schmalen Hände sein Haar.

Sie sagte ihm zärtlich, daß sie ihn liebe, aber es war nicht wahr. Sie belog und täuschte ihn.

»Juan«, sagte Santana plötzlich. »Wo ist eigentlich Juan?«

»Ist er nicht in seinem Zimmer?«

»Nein.«

»Es ging ihm doch nicht gut.«

»Ich war in seinem Zimmer – und in allen anderen auch, konnte ihn jedoch nirgendwo finden.«

»Wir wollen jetzt nicht an ihn denken, Paco, sondern nur an uns.

Hast du vergessen, was wir vorhatten? Warum küßt du mich nicht und gehst mit mir nach oben? Juan wird von selbst wieder auftauchen.«

Ihr schönes Gesicht kam näher. Es wirkte blaß. Santana schob es der Katalepsie zu. Vielleicht hatte der Anfall noch leichte Nachwirkungen.

Sollte sich Isabel nicht lieber schonen? Er wollte ihr diese Frage stellen, aber da berührte ihre kühle Wange schon sein Gesicht, ihre Lippen glitten zu seinem Hals weiter, und er spürte, wie sie sich festsaugte.

Zuerst war es ihm sehr angenehm, aber dann fühlte er ein Brennen, das zunahm und bald zu einem unangenehmen Schmerz wurde. Aber Isabel saugte weiter, und ihm war, als würde sie ihn auch beißen. Spitze Nadeln schienen ihm in den Hals zu dringen.

Er versuchte, sie sanft zurückzudrängen, doch sie saugte immer wilder, immer fester, und er glaubte, daß er blutete.

»Hör auf, Isabel«, sagte er. »Ich bitte dich, hör auf, das tut weh!«

Aber sie machte weiter. Sie trank sein Blut!

»Isabel!« schrie Paco Santana entsetzt.

Jetzt stieß er sie zurück, und da sah er die Gier in ihren Augen.

Lange spitze Vampirzähne ragten ihm entgegen.

»Um Himmels willen, Isabel!«

»Dein Blut!« fauchte sie. »Gib es mir, Paco! Ich will es haben! Ich brauche es!«

Sie riß ihn an sich und entwickelte dabei unglaubliche Kräfte. Hinzu kam, daß Santana vom Blutverlust geschwächt war. Verzweifelt wollte er sich von dem weiblichen Blutsauger trennen, doch Isabel Cruz ließ es nicht zu.

Jetzt verbiß sie sich regelrecht in ihn. In panischer Angst unternahm er einen letzten Befreiungsversuch.

Als auch dieser scheiterte, wußte er, daß es keine Rettung mehr für ihn gab.

Langsam schwanden ihm die Sinne. Kurz nahm er noch hinter Isabel eine Bewegung wahr. Dort stand Juan!

»Juan!« gurgelte Santana. »Helfen… Sie … mir!«

Doch Juan Guevara dachte nicht daran. Er stand nur da und lächelte – mit Vampirzähnen!

***

Wir traten aus dem Haus der Astrologin und stiegen in den weißen Seat.

»Irgendwie habe ich gehofft, daß sie die weiße Hexe ist«, bemerkte Pater Severin.

»Wenn sie es nicht ist, fresse ich einen Besen«, sagte ich knurrend und startete den Motor.

Der Priester sah mich erstaunt an. »Aber sie hat gesagt…«

»Sie hat gelogen.«
»Aber warum denn? Hat sie denn kein Vertrauen zu uns?«
»Sie traut nur sich selbst«, sagte ich. »Vielleicht hat sie schon mal draufgezahlt. Nichts macht einen vorsichtiger als schlechte Erfahrungen.«
»Was macht dich so sicher, daß sie die Frau ist, hinter der Magos Schergen her sind?«
»Ich weiß es nicht. Es ist ein Gefühl…«
»Kann es dich nicht trügen?«
»Kaum«, erwiderte ich und fuhr los, doch ich hatte nicht die Absicht, weit zu fahren. Ich wollte lediglich Marras Blickfeld verlassen.
Es gab eine alte Scheune, hinter der ich den Seat anhalten würde, denn ich wollte sehen, was die abtrünnige Hexe nun unternahm.
»Was tun wir hier?« fragte Pater Severin, als ich den weißen Wagen hinter der verwitterten Scheune zum Stehen brachte.
»Marra ist gewarnt«, sagte ich. »Sie weiß nun, daß sie in Gefahr ist. Meines Erachtens müßte sie jetzt irgend etwas unternehmen.«
»Und wenn sie nichts weiter tut, als in ihrem Haus zu bleiben und auf die Schergen zu warten?«
»Dann sind immer noch wir hier und können ihr zu Hilfe eilen, wenn die Höllenkreaturen auftauchen.«
»Angenommen, du irrst dich, Tony, was dann? Vielleicht ist sie tatsächlich keine weiße Hexe.«
»Sie ist eine!« sagte ich sehr bestimmt. »Zugegeben, ich habe nicht den geringsten Beweis für meine Behauptung, aber ich war mir noch nie einer Sache so sicher.«
Wir stiegen aus. Ich bot dem Pater ein Lakritzenbonbon an und nahm mir auch eines. Mißtrauisch schauten wir uns um. In der Dunkelheit lag so viel Frieden, daß es fast unvorstellbar war, daß sich in ihr satanische Wesen verbargen und vielleicht in diesem Moment schon ganz nahe waren.
Pater Severin stützte sich auf seinen Stock und beobachtete das Haus der Astrologin.
»Sie ist dir sympathisch, nicht wahr?« sagte ich.
»Sie verfügt über eine ganz besondere Ausstrahlung«, gab Pater Severin zu.
»Bist du immer noch so sehr gegen die Astrologie?«
»Selbstverständlich. Was hat das denn damit zu tun? Die Astrologie und die Menschen, die sie praktizieren, sind zwei verschiedene Dinge. Ich kann sehr gut das eine vom anderen trennen.«
»He!« stieß ich plötzlich zischend hervor.
»Sie hat alle Lichter gelöscht«, stellte Pater Severin fest.
In derselben Sekunde trat Madame Marra aus dem Haus.
»Sie reagiert auf unseren Besuch«, bemerkte ich.

Marra öffnete die Garage.
»Sie kann auch bloß so wegfahren«, meinte Pater Severin.
»Natürlich wäre das möglich, aber ich glaube nicht daran.«
»Was vermutest du, Tony?«
»Daß sie sich aus dem Staub macht, bevor Magos Schergen sie gefunden haben, und ich kann nur sagen, daß sie daran sehr guttut.«
»Für dich ist das ein Beweis, daß sie die weiße Hexe ist, nicht wahr?«
»Für dich nicht?« antwortete ich mit einer Gegenfrage.
Mein Freund zuckte mit den Schultern. Marra fuhr ihren Wagen aus der Garage, schloß das Tor, eilte noch einmal ins Haus und erschien gleich darauf mit einer dicken Reisetasche, die sie auf die Rücksitze stellte.
»Madame verreist«, sagte ich zu Pater Severin. »Sie hat es sehr eilig und nimmt nur das Wichtigste mit. Was sagst du dazu?«
»Allmählich glaube ich, daß du recht hast, Tony.«

***

Zingo, der Zigeuner, war ein Einzelgänger, seit ihn seine Sippe ausgestoßen hatte. Er war jung, erst neunzehn, und es fiel ihm furchtbar schwer, sich unterzuordnen. Ja, manchmal war es ihm sogar unmöglich, sich von jemandem etwas sagen zu lassen.
Er war kräftig, wild, stolz und trotzig, und wenn ihm etwas nicht paßte, reagierte er stets heftig. Sein jugendliches Temperament brachte ihm schon oft Ärger ein, und er fragte sich manchmal, warum er so ungestüm sein mußte.
Dadurch stufte man ihn als schwierig ein, ging ihm tunlichst aus dem Weg, und niemand wollte sein Freund sein, denn wenn er sich über etwas ärgerte, zählte für ihn nichts mehr, auch eine Freundschaft nicht.
Seine Mutter hatte ihm prophezeit, daß es mit ihm noch ein schlimmes Ende nehmen würde, doch das glaubte er nicht. Er fühlte sich dem harten Lebenskampf gewachsen, wußte seine Fäuste zu gebrauchen, und er war bisher noch niemandem begegnet, vor dem er Angst gehabt hätte.
Die Sippe war von seinem Onkel angeführt worden, und Zingo hatte dessen Entscheidungen so lange kritisiert, bis diesem der Kragen platzte.
Der Anführer der Zigeunersippe gab seinem Neffen vor allen eine demütigende Ohrfeige, worauf Zingo rot sah. Er stürzte sich auf seinen Onkel und schlug blindwütig auf ihn ein.
Selbst als der Mann bereits auf dem Boden lag, hörte Zingo nicht auf, und wenn die anderen ihn nicht zurückgerissen und festgehalten hätten, hätte er seinen Onkel wahrscheinlich totgeprügelt.
Für so einen Rebellen war kein Platz in der Sippe, und sogar Zingos

Mutter wandte sich von ihm ab. Er bereute damals, daß er sich in seinem Jähzorn so sehr vergessen hatte, und es bedrückte ihn, daß er beinahe ein Menschenleben auf dem Gewissen gehabt hätte, aber kein Wort der Entschuldigung kam über seine trotzig zusammengepreßten Lippen.

Diesen Triumph wollte er seinem Onkel nicht gönnen, außerdem war er immer noch davon überzeugt, daß der Anführer der Zigeuner ihn zu Unrecht geschlagen hatte, also hätte der Onkel sich bei ihm entschuldigen müssen.

Doch darauf legte er keinen Wert. Als die Sippe ihn ausstieß, schnürte er seinen Ranzen und ging. Seine Mutter weinte, als sie ihn zum Abschied küßte, und sie hängte ihm den Talisman, der sie ein Leben lang geschützt hatte, um den Hals.

Von nun an sollte er ihm Glück bringen, ihn vernünftiger und vor allem sanfter machen.

Seit zwei Monaten war er allein. Er zog durch das Land, nahm Gelegenheitsarbeiten an, schlief in Wäldern, Höhlen oder leerstehenden Häusern und träumte davon, eines Tages ein großer Matador zu werden.

Der Stierkampf hatte schon viele Männer reich gemacht.

Er hatte auch schon viele Männer ins Grab gebracht, aber daran dachte Zingo nicht.

Er dachte an die Toreros, denen die Menschen zujubelten, und seit er zum erstenmal die Geschichte des berühmten »El Cordobes« gehört hatte, wußte er, daß man mit Ausdauer, Mut, Stolz und Tapferkeit in Spanien sehr viel erreichen konnte.

Millionär war »El Cordobes« heute. Der Mann kam zu Reichtum, noch bevor er lesen und schreiben konnte. Man stelle sich das einmal vor.

Arm wie eine Kirchenmaus war er gewesen, und heute… All seinen Reichtum verdankte er nur dem Stierkampf, und Zingo wollte so werden wie er.

Auf kleinen Corridas hatte er bereits bewiesen, daß er mutiger war als die meisten, und ein alkoholkranker Matador bescheinigte ihm nicht nur Mut, sondern auch Eleganz beim Kampf und ein unerschrockenes Auftreten.

Dieser Matador nannte ihm, einen Tag bevor er auf den Hörnern eines Stiers sein Leben beendete, den Namen eines Managers, und Zingo zog los, um ihn zu suchen.

Seine letzte Information lautete, er würde den Manager in Barcelona finden, und Zingo brannte darauf, dem Mann zu zeigen, wie großartig er die Muleta zu führen verstand.

Morgen würde er Barcelona erreichen. Für diese Nacht suchte er in der Nähe von Granadell einen schützenden Unterschlupf, und er

wollte sich schon bald hinlegen und schlafen, um morgen gut in Form zu sein.

Eines Tages, das wußte er, würde sein Name ganz groß auf den Stierkampfplakaten stehen, und dann würde er es all jenen, die nicht an ihn geglaubt hatten, zeigen.

Zingo stolperte über eine Wurzel und blieb stehen. Das fahle Mondlicht fiel auf eine große Lichtung, und auf dieser ragte ein Gebäude auf, das nur noch entfernt einer Mühle ähnelte.

Es gab keine Flügel mehr, und die Aufbauten waren vom Zahn der Zeit stark angenagt. Besonders vertrauenerweckend sah die Mühlenruine nicht aus, aber es war immer noch besser, in ihr, als unter freiem Himmel zu schlafen, deshalb ging Zingo darauf zu.

Eine unheimliche Stille lastete über der Ruine und zwischen ihren nackten, kalten Mauern.

Doch Zingo, der Zigeuner, fürchtete sich nicht. Er betrat die Ruine durch die türlose Öffnung. Sand knirschte unter seinen Schuhen. Er gelangte in einen großen, finsteren Raum mit tiefen, schwarzen Nischen.

In einer von ihnen wollte sich Zingo zur Ruhe begeben. Er nahm seinen Ranzen ab und löste die Schnur, mit der die sorgsam zusammengerollte Decke festgebunden war.

Als er einen weiteren Schritt in die Dunkelheit hinein machte, stieß er mit der Schuhspitze gegen Holz. Er strengte die Augen an und bückte sich, um erkennen zu können, was vor ihm lag.

Und dann wurde ihm doch ein wenig flau im Magen. Er hatte einen Sarg entdeckt!

***

»Sie verläßt Granadell«, sagte Pater Severin.

»Das Beste, was sie machen kann«, sagte ich und startete wieder den Motor des Seat.

»Was werden Magos Schergen tun, wenn sie sie nicht finden?«

»Sie werden sich höchstwahrscheinlich aus Granadell zurückziehen.«

»Und wir brauchen uns keine Sorgen mehr um die Astrologin zu machen.«

»Du sagst es.«

»Fahren wir hinterher?«

»Ich denke, wir geben ihr Geleitschutz«, sagte ich. »Sobald Granadell weit genug hinter ihr liegt, machen wir kehrt und konzentrieren uns auf die zweite Aufgabe.«

»Du meinst den Vampir.«

»Genau. Wenn wir es schaffen, ihn heute nacht zu vernichten, können Don Pedro und seine Schäfchen aufatmen und wieder ruhig schlafen. Dann gibt es keine schwarze Bedrohung mehr.«

»Das wäre Bruder Pedro und seiner Gemeinde zu wünschen.«

»Es liegt an uns, die Gefahr zu beseitigen.«

»Ich bin bereit, mein Bestes zu geben«, versprach Pater Severin.

Ich grinste ihn an. »Wer dich kennt, der weiß, daß das eine ganze Menge ist.«

Marra, die Astrologin, verließ das Dorf tatsächlich, und wir folgten ihr – ohne Licht, damit sie auf uns nicht aufmerksam wurde. Es war hell genug.

Die Straße führte durch einen Olivenhain und schwenkte nach einem Maisfeld links ab. Wir sahen Marras Wagen in einen Pinienwald verschwinden, und ich behielt das 80-km/h-Tempo bei.

Es war eine angenehme Rollgeschwindigkeit, die mir nicht viel Aufmerksamkeit abverlangte. Der Mond, fast immer noch voll, spendete genügend Licht. Die Sicht war gut. Ich erwartete, das Fahrzeug der Astrologin hinter dem Pinienwald wiederzusehen, und mit jedem Kilometer wuchs meine Freude, denn Marra entfernte sich damit von Granadell und somit auch von Magos gefährlichen Schergen.

»Wenn die weiße Hexe in Sicherheit ist, könnten wir uns in ihrem Haus auf die Lauer legen und auf das Eintreffen der Schergen warten«, sagte Peter Severin.

»Keine schlechte Idee.«

»Dann müßten wir uns den Vampir aber für morgen aufheben.«

»Vielleicht findet am Tag jemand sein Versteck, dann haben wir leichtes Spiel mit ihm«, sagte ich. »Ein einziger Sonnenstrahl würde genügen, und er wäre erledigt.«

Wir erreichten den Pinienwald, und in einer Kurve nahm ich etwas Gas weg.

Plötzlich stockte mir der Atem!

Ich sah Marras Wagen. Er stand. Auf der Fahrbahn war eine Sperre errichtet worden! Ich fuhr den Seat rechts ran.

»Was ist dort vorn los?« fragte Pater Severin.

»Das siehst du doch«, erwiderte ich aufgeregt. »Jemand hat einige morsche Bäume auf die Straße gelegt!«

»Magos Schergen!« sagte Pater Severin sofort.

Ich beobachtete, wie ein blondes Mädchen und zwei Männer aus dem Wald traten und den Wagen der Astrologin angriffen. Straßenräuber? Nein, so totenblaß waren keine Menschen, und Menschen hatten auch keine so langen Eckzähne. Ich sah die tödlichen Hauer, als das Scheinwerferlicht die Gestalten traf, und mir fiel sofort auf, daß diese drei Personen keinen Schatten warfen.

Da wußte ich Bescheid.

»Das sind Vampire!« stieß ich aufgewühlt hervor.

***

»Dann muß jener Vampir, den Bruder Pedro vertrieb, den Keim des Bösen doch noch weitergegeben haben!« bemerkte Pater Severin und sprang wie ich aus dem Seat.

»Volltreffer!« entgegnete ich grimmig.

»Können Vampire einer weißen Hexe etwas anhaben?«

»Nun, sie haben es mit einer abtrünnigen Hexe nicht ganz so leicht wie mit einem Menschen. Oda und Roxane zum Beispiel könnten sich einen Blutsauger mit Sicherheit vom Hals halten – vorausgesetzt, er überrumpelt sie nicht. Wenn Marras Magie aber gewissermaßen eingerostet ist, steht es sehr schlimm um sie. Das Blut abtrünniger Hexen wird von Vampiren noch mehr begehrt.«

Die drei Vampire rissen den Wagenschlag auf, packten Marra und zerrten sie heraus.

Wehr dich, Marra! dachte ich aufgeregt. Wehr dich, Hexe!

Die Astrologin versuchte sich freizukämpfen, doch die drei Vampire schleppten sie von der Straße fort.

Pater Severin und ich folgten ihnen. Marra setzte sich zur Wehr, so gut sie konnte, doch sie aktivierte ihre übernatürlichen Fähigkeiten nicht.

War sie dazu nicht mehr in der Lage? Waren diese Fähigkeiten im Laufe der Zeit tatsächlich verkümmert?

Roxane hätte sich in dieser Situation mit magischen Blitzen aus ihren Fingerspitzen geholfen und Oda hätte mit für Vampire tödlichen Glutbällen um sich geworfen, doch Marra tat nichts dergleichen.

Sie wehrte sich wie ein Mensch, und das reichte gegen drei Vampire nicht aus!

Die Untoten zerrten sie mit sich durch den Wald und bis zu einer großen weißen maurischen Villa. Obwohl Pater Severin und ich liefen, so schnell wir konnten, verringerte sich die Distanz nur geringfügig.

Wenn Marra sich gegen den Boden stemmte, rissen die Vampire sie hoch und trugen sie. Sie verschwanden mit ihrem Opfer in der Villa. Mit einem dumpfen Knall fiel die Tür zu, und ich wagte nicht daran zu denken, was die verfluchten Blutsauger nun mit Marra machten.

Atemlos erreichten wir das Grundstück. Ich sah Pater Severins grimmiges Gesicht und wußte, daß er zu allem entschlossen war.

Wir liefen auf eines der Fenster zu und blickten in das Haus.

Die Vampire hatten Marra in der Halle auf den Boden geworfen, und einer der beiden männlichen Blutsauger stürzte sich mit weit aufgerissenem Maul auf die Astrologin.

Er preßte sie mit der linken Hand nieder, krallte seine Finger in die Fülle ihres kupferfarbenen Haares und riß ihren Kopf zur Seite, damit sich ihr Hals spannte.

Meine Hand zuckte zum Diamondback, ich riß den Colt aus der Schulterhalfter, und der Vampir biß zu.

Das heißt, er wollte zubeißen, doch plötzlich fuhr er brüllend hoch, und ich sah ein helles Flirren auf Marras Haut. »Sie konnte endlich ihre Abwehrmagie aktivieren!« sagte ich nervös zu Pater Severin.

»Bietet sie ihr genügend Schutz?« fragte der Priester besorgt.

»Anscheinend ja. Marras Kraft reicht zwar nicht aus, um die Vampire zu vernichten, aber sie kann sie wenigstens von sich fernhalten.«

»Besteht die Möglichkeit, daß Marra noch stärker wird, also ihre ursprünglichen Kräfte wiedererlangt?«

»Wenn sie oft genug gefordert wird, kommen die übernatürlichen Reflexe zurück, aber das geht nicht von heute auf morgen, es braucht Zeit.«

Der Vampir, der Marras Abwehrmagie zu spüren bekommen hatte, starrte die Astrologin fassungslos an. Da lag ein Opfer wehrlos vor ihm, und es war ihm nicht möglich, ihr Blut zu trinken.

Das verstand er nicht, und auch die anderen beiden Vampire reagierten darauf mit Ratlosigkeit.

Sie waren noch nicht lange Schattenwesen, davon war ich überzeugt. Sie waren noch unerfahren.

Aber ich dachte an den anderen Vampir, an den, der sich Carmen Salguero holen wollte. Ihn hätte Marra nicht so leicht fernhalten können, denn es gab Gegenmagien, und wenn er auch nur einen Zauber beherrschte, konnte er Marras Blockade sprengen, wodurch sie ihm so hilflos wie ein Mensch ausgeliefert gewesen wäre.

Von diesen Dingen hatten die Vampire, die sich die Astrologin geholt hatten, zum Glück noch keine Ahnung. Es hätte für sie noch vieles zu lernen gegeben, doch Pater Severin und ich wollten dafür sorgen, daß sie dazu keine Gelegenheit hatten.

Wir verließen den Fensterplatz, und ich stieß die Tür auf.

Fauchend wandten sich die Vampire um.

Menschen!

Blut!

Sie griffen uns an, obwohl ich den Colt Diamondback in der Hand hielt. Sie konnten nicht wissen, daß meine Waffe mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Die beiden männlichen Blutsauger stürzten sich auf mich, während sich das Mädchen auf Pater Severin warf. Weit waren ihre gierigen Augen aufgerissen. Speichel troff aus ihren Mundwinkeln.

Pater Severin wußte, daß er in diesem Schattenwesen keine Frau mehr sehen durfte. Sie war nur noch eine Hülle, erfüllt mit schwarzen Kräften, ein Ungeheuer, ein Geschöpf des Bösen.

Der Priester durfte nicht auf ihre Schönheit Rücksicht nehmen, sonst war er verloren, denn Dankbarkeit war diesen Untoten, die keine Seele mehr hatten, fremd.

Wer sie verschonte, schnitt sich nur in das eigene Fleisch. All das war

dem Mann in der schwarzen Soutane bekannt.
Deshalb empfing er seine höllische Gegnerin mit Härte und Entschlossenheit. Er ließ die Vampirin nicht an sich heran, arbeitete mit dem Kampfstock.
Das harte Holz zuckte dem bleichen Mädchen entgegen. Pater Severin stieß die Untote zurück, und im nächsten Augenblick surrte der Stock durch die Luft.
Krachend traf er, und der weibliche Blutsauger wurde zwei Schritte zur Seite geworfen. Die Vampirin stieß einen heiseren Wutschrei aus und katapultierte sich dem Priester erneut entgegen.
Pater Severin sprang nach links weg und ließ das obere Ende des Stocks blitzschnell fallen. Das Schattenwesen stieß mit beiden Beinen dagegen.
Ein jäher Druck nach vorn brachte die Vampirin zu Fall…
Inzwischen hatte ich den Stecher meiner Waffe zum erstenmal durchgezogen. Der Diamondback spie Feuer und Silber. Die geweihte Kugel bohrte sich in das schwarze Herz des Blutsaugers und vernichtete ihn.
Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen, wälzte sich auf den Rücken, seine verzerrten Züge entspannten sich, und die langen Vampirhauer bildeten sich zurück.
Der zweite Vampir erwischte meine Schulter, riß mich an sich und wollte zubeißen. Es gelang mir, mich seinem Griff zu entwinden, und ich traf ihn mit einem Karatetritt.
Er knallte gegen die Wand, stieß sich mit einem Wutgeheul davon ab, und als ich ihn mit einem Schuß niederstrecken wollte, gelang es ihm, meinen Colt beiseite zu stoßen.
Der Diamondback entlud sich zwar krachend, aber die Kugel sauste weit an dem Blutsauger vorbei. Jetzt packte er mit beiden Händen meinen Revolverarm.
Er hatte gesehen, wie es seinem Höllenkomplizen ergangen war, und wollte nicht ebenso enden, deshalb setzte er alles daran, um mich zu entwaffnen.
Der Revolver mußte weg! Einleuchtend, daß ich nicht gewillt war, mich davon zu trennen. So lieferten wir einander einen erbitterten Kampf. Der Blutsauger hämmerte meine Revolverhand immer wieder gegen die Wand. Meine Faustschläge erzielten kaum Wirkung bei dem gefährlichen Gegner. Erst ein Handkantenschlag brachte ihn ins Wanken. Als ich das sah, wiederholte ich diesen Schlag.
Das Schattenwesen büßte sein Standvermögen ein und hielt sich an mir fest. Als ich ihn von mir stieß, fiel er, und ich zögerte keine Sekunde, sein schwarzes Leben mit einer schnellen Kugel auszulöschen.
Blieb nur noch die Vampirin, die Pater Severin mit seinem Stock zu

Fall gebracht hatte. Sie landete auf dem Rücken.

Sofort war der Priester bei ihr und stemmte ihr das stumpfe Stockende auf die Brust. Sie wollte sich erheben, doch er hielt sie mit dem Stock fest.

Der weibliche Blutsauger versuchte den armdicken Stock des Pfarrers zur Seite zu schlagen, doch Pater Severin stützte sich mit seinem ganzen Gewicht – und das war nicht wenig – auf sie.

Er hielt sie für mich fest. Ich trat neben sie, und sie spie mir haßerfüllte Flüche ins Gesicht.

Es fiel mir nicht schwer, sie zu erlösen…

***

Das geweihte Silber leistete ganze Arbeit. Pater Severin nahm den Stock von der Toten, während ich den Diamondback nachlud und in die Schulterhalfter gleiten ließ.

Pater Severin sprach ein kurzes Gebet.

»Armes Ding«, sagte er dann.

Jetzt war sein Mitleid berechtigt, auch mir tat dieses schöne blonde Mädchen leid, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich das Rad der Zeit hätte zurückdrehen können, um ihr dieses furchtbare Schicksal zu ersparen.

Leider konnten wir nichts weiter für sie tun, als sie zu erlösen, sonst wäre sie bis ans Ende der Erdenzeit als Untote durch die Nächte gegeistert und hätte Unglück und Tod über die Menschen gebracht.

Pater Severin wurde auf einmal blaß. »Tony!« rief er gepreßt.

Da er dorthin starrte, wo die Vampire ihr Opfer auf den Boden geworfen hatten, fuhr ich wie von der Natter gebissen herum, und mein Herz übersprang einen Schlag, denn die Stelle war leer.

Hatte Marra die Flucht ergriffen, während wir uns um die Vampire kümmerten?

Ich nahm im Hintergrund der Halle eine Bewegung wahr und hatte das Gefühl, jemand würde mit einem Eiszapfen über meine Wirbelsäule streichen.

Ich sah Marra! Und ich sah etwas Mitternachtsblaues! Einen weiten Umhang – und seinen Träger!

Das war er, der Vampir, mit dem es Don Pedro zu tun gehabt hatte! Während wir kämpften, hatte er sich Marra geholt, und nun wurde es kritisch, denn wenn dieser Blutsauger die Abwehrmagie der weißen Hexe aufheben konnte, war sie verloren.

Er sprang mit der Astrologin soeben aus dem Fenster, und in mir rumorte eine schreckliche Angst um Marra.

»Wir müssen hinterher!« rief ich, rannte aber nicht zum Fenster, sondern verließ die Villa durch jene Tür, durch die wir sie betreten hatten.

Pater Severin hielt mit mir Schritt. Wir hasteten an der Vorderfront der Villa entlang. Das Schattenwesen durfte mit seinem Opfer nicht entkommen.

Wir mußten den Vampir einholen und stellen, mußten ihm Marra abjagen und ihm den Garaus machen. Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich nahm mir nicht die Zeit, ihn abzuwischen.

Ich dachte nur an Marra, die wir retten mußten, koste es, was es wolle.

Schwer atmend erreichte ich die Ecke der maurischen Villa, und dann erlebten wir eine weitere, noch schlimmere Überraschung.

Magos Schergen versperrten uns den Weg!

***

Drei gedrungene Gestalten standen vor uns. Verflucht, die Ereignisse überstürzten sich und drohten unserer Kontrolle zu entgleiten.

Da war eine abtrünnige Hexe… Da waren Magos Schergen … Da war ein Vampir … Sowohl die Schergen als auch der Vampir wollten Marra haben.

Im Moment hatte sie der Vampir, aber die Dämonenwesen würden ihm die weiße Hexe nicht überlassen. Sie würden versuchen, sie ihm abzujagen.

Das hatten auch wir vorgehabt, doch die ghoulähnlichen Wesen wollten nicht, daß wir noch weiter mitmischten, deshalb bauten sie sich zu dritt als unüberwindliches Hindernis vor uns auf, während zwei weitere Schergen die Verfolgung des Vampirs und seines Opfers aufnahmen.

Die Ungeheuer mit der grün glänzenden Haut rollten ihre schwarzen Höllenpeitschen aus. Ich sah vor meinem geistigen Auge sofort jenes Monster, das aus Cipriano Valdenebro geworden war, und schluckte trocken.

Magos Schergen wollten aus Pater Severin und mir gleichfalls Totenkopf-Zombies machen. Blitzschnell stieß ich meine Hand in die Hosentasche und holte mein silbernes Feuerzeug heraus.

Ein Druck auf einen bestimmten Knopf machte aus dem harmlosen Feuerzeug einen für Dämonen tödlichen magischen Flammenwerfer.

Pater Severin umschloß mit seinen großen Händen den Kampfstock. Er hielt ihn waagerecht vor sich.

Wenige Augenblicke lang standen wir einander reglos gegenüber, doch dann griffen die Höllenkreaturen an, und wir mußten beweisen, daß wir nicht nur Mut hatten, sondern auch fähig waren, mit diesen grauenerregenden Gestalten fertigzuwerden.

Die schwarzen Peitschen pfiffen durch die Luft, und wir mußten aufpassen, daß wir nicht getroffen wurden, denn das hätte verheerende Folgen gehabt.

Ich tauchte unter dem schwarzen Höllenleder weg und aktivierte den magischen Flammenwerfer. Die Feuerlohe, die aus der kleinen Düse schoß, war etwa einen Meter lang.

Solange ich meinen Daumen auf dem Knopf behielt, blieb die Flamme über dem Feuerzeug stehen, so daß es den Anschein hatte, ich würde ein Schwert mit brennender Klinge in der Hand halten.

Mit diesem »Flammenschwert« drang ich auf den mir am nächsten befindlichen Gegner ein. Beinahe hätte ich seinen kahlen Schädel getroffen.

Ganz knapp fauchte das Feuer über seine stumpfen Hörner hinweg, als er nach unten zuckte. Sein Höllenkomplize kam ihm zu Hilfe. Der Peitschenschlag sollte meinen Hals treffen, doch ich brachte mich mit einem weiten Satz aus dem Gefahrenbereich und vollführte mit dem magischen Flammenwerfer eine blitzschnelle Abwehrbewegung.

Das Feuer erwischte die dünne Peitschenspitze, und es war, als hätte ich eine Lunte angesteckt. Das magische Feuer fraß sich durch die Peitsche.

Die Höllenlunte brannte ab.

Aber hundertmal schneller als eine gewöhnliche Lunte.

Das magische Feuer fraß die Peitsche auf und raste gleichzeitig auf die Klaue zu, die die Waffe hielt. Jetzt schoß die magische Flamme in die Höllenfaust hinein, und im nächsten Augenblick brannte das ganze Wesen lichterloh.

Die Kraft des Feuers zerstörte die Höllenkreatur. Ich schaute nicht dabei zu, sondern konzentrierte mich auf den Schergen, der neben dem brennenden Wesen stand.

Er zeigte auf einmal großen Respekt vor meinem magischen Flammenwerfer, wich zwei Schritte zurück. Und ich griff ihn an…

Pater Severin stellte erneut seine enorme Kampfstärke unter Beweis. Er schien heimlich zu trainieren, sonst hätte er nicht so groß in Form sein können.

Was für ein Priester!

Unerschrocken griff er die Höllenkreatur an. Vor Peitschentreffern brachte er sich mit blitzschnellen Sprüngen immer wieder in Sicherheit.

Immer wilder hieb der Scherge auf den Pfarrer ein, doch Pater Severin verteidigte sich großartig mit dem Stock. Jetzt drosch er dem Unhold das harte Holz genau zwischen die Hörner.

Er trieb das Höllenwesen zwei Meter zurück. Der Scherge, der sich in die Defensive gedrängt sah, setzte die Peitsche wieder ein. Pater Severin stemmte den Stock mit beiden Händen waagerecht hoch.

Die Peitsche ringelte sich um das Holz, ein jäher Ruck, und dann zeigte der ungewöhnliche Priester, daß er schneller als ein Taschenspieler sein konnte.

Er riß das Höllenwesen auf sich zu, löste die Hände vom Kampfstock und holte unter der Soutane sein geweihtes Silberkreuz hervor. Er preßte es dem Scheusal mitten in die gräßliche Fratze und vernichtete es damit.

Während der Scherge verging, eilte der mutige Pater mir zu Hilfe, doch das war nicht nötig, denn ich hatte meinen Gegner auf einen Baum zu gedrängt.

Er konnte nicht weiter zurückweichen und war beim Ausholen mit der Höllenpeitsche behindert. Mein Arm zuckte vor, und die magische Flamme erledigte ihn.

Und Marra? Wem würde sie zum Opfer fallen? Magos Schergen – oder dem Vampir?

***

Ein Sarg!

Zingo, der Zigeuner, atmete tief durch. Wie kam der Sarg in diese Ruine? Der Deckel war offen, Die Totenkiste leer. Aber ein Sarg in einer total verfallenen Mühle… Darauf konnte sich der Zigeuner keinen Reim machen.

Obwohl ihn dieser Fund seltsam berührte, war er nicht bereit, sich eine andere Unterkunft zu suchen. Es gab mehrere Nischen; er mußte sich ja nicht unbedingt hier neben den Sarg legen.

Vorsichtig wollte er sich durch die Dunkelheit weitertasten, da vernahm er plötzlich schnelle Schritte. Zingo preßte sich an die Wand und hielt den Atem an.

Kam jemand, der den Sarg abholen wollte? Der Zigeuner fragte sich, ob er einem Verbrechen auf die Spur gekommen war. Und er fragte sich weiter, was er tun sollte, wenn dies zutraf. Sollte er die Polizei einschalten?

Eigentlich wäre das seine Pflicht gewesen, andererseits aber war es für Leute wie ihn ratsam, immer einen großen Bogen um jede Polizeistation zu machen, denn man liebte seinesgleichen nicht.

Er war zur Zeit sehr knapp bei Kasse. Genau genommen hatte er keine einzige Peseta in der Tasche, und das gab der Polizei das Recht, ihn wegen Landstreicherei einzusperren.

Wenn er ein Verbrechen meldete, würde man sogar versuchen, ihm dieses Verbrechen in die Schuhe zu schieben.

Ganz flach atmete er, während sein Blick auf die Türöffnung gerichtet war. Augenblicke später sah er einen Mann, der Kleider trug, die schon lange aus der Mode waren.

Obwohl den Mann das Mondlicht voll traf, warf er keinen Schatten. Zingo biß sich in die Faust. Jetzt kapierte er. Der Sarg! Und der Mann ohne Schatten!

Ich bin in den Schlupfwinkel eines Vampirs geraten! durchfuhr es

den jungen Zigeuner.

Jetzt war guter Rat teuer.

Der Blutsauger schleppte eine Frau in die Mühlenruine und stieß sie zu Boden. Marra landete im Staub und blickte zu Xendarro auf, der breitbeinig dastand.

Sie versuchte ihn zu attackieren, doch ihre magischen Kräfte schienen versiegt zu sein. Da sie sich ihrer lange Zeit nicht bedient hatte, waren sie in ihrem Inneren verschüttet, und es fehlte ihr die Zeit, sie freizulegen.

Die Kraft reichte gerade aus, sich zu schützen.

Xendarro grinste sie mit unverhohlener Gier an, leckte sich die harten Lippen und ließ die blutunterlaufenen Augen triumphierend glitzern.

»Dein Blut wird mir besondere Kraft spenden, Hexe!« knurrte er.

»Du kannst mir nichts anhaben, solange meine Abwehrmagie mich schützt.«

»Ja, solange sie das tut, aber ich kenne den Gegenzauber. Es ist ein Kinderspiel, sie zu brechen.«

Ein Vampir, eine Hexe… Zingo war völlig durcheinander. Er war kein Feigling, das hatte er in den Arenen mehrfach bewiesen. So nahe wie er ließ kaum einer den wütenden Stier an sich heran, doch selbst ein noch so unberechenbarer, gefährlicher Bulle ist eine Kreatur dieser Welt.

Aber Vampire und Hexen…

Der Blutsauger sprach einen Satz in einer gutturalen Sprache. Zingo verstand keines dieser Worte.

Marra stieß einen heiseren Schmerzensschrei aus und spürte, daß Xendarro ihre Abwehrmagie durchbrochen hatte. Schutzlos lag sie vor ihm und war ihm ausgeliefert.

Er lachte kalt. »Ich, Xendarro, mache dich zu meiner Blutbraut, Marra! Du wirst an meiner Seite die Nacht beherrschen!«

Langsam breitete er den Umhang aus, und als er sich über die abtrünnige Hexe beugte, stieß Zingo mit dem Fuß gegen den Sargdeckel. Xendarro zuckte hoch, seine nachtsichtigen Augen entdeckten den Zigeuner und wollten ihn hypnotisieren.

In diesem Moment drangen Magos Schergen in die finstere Mühlenruine ein und wollten sich der weißen Hexe bemächtigen. Doch das ließ Xendarro nicht zu.

»Weg! Zurück! Die Hexe gehört mir!« brüllte er wütend, und als die Schergen sich nicht um ihn kümmerten, griff er sie zornig an.

Zunächst sprang er zwischen Marra und die Dämonenwesen. Die weiße Hexe kroch auf allen vieren davon. Zingo sah sie auf sich zukommen und befürchtete, sie wollte ihm etwas antun.

Deshalb zückte er in Gedankenschnelle sein Taschenmesser und

schrie: »Bleib mir vom Leib, Hexe!«

Marra erhob sich, streckte ihm die Hand entgegen und versicherte ihm, daß er vor ihr keine Angst zu haben brauche. Da war etwas in ihrer Stimme, das ihm Vertrauen einflößte.

»Wir müssen raus!« sagte Marra. »Egal, wie dieser Kampf ausgeht, wir sind in Gefahr!«

Der Zigeuner ergriff ihre Hand, und dann hetzten sie an den Kämpfenden vorbei aus der Ruine.

Xendarro ließ seine schreckliche Wut an den Schergen aus. Ihre Peitschen schnitten durch die Luft, trafen jedoch nur den Umhang des Blutsaugers.

Der Untote prallte gegen einen der beiden gedrungenen Gegner und brachte ihn zu Fall. In Gedankenschnelle nahm er seinen weiten Umhang ab und warf ihn auf den zu seinen Füßen liegenden Schergen.

Während sich das um sich schlagende Wesen im Stoff verstrickte, sprang Xendarro hinter den anderen Schergen. Er packte den grauenerregenden Schädel des Unholds, stieß einen heulenden Schrei aus und drehte dem ghoulähnlichen Wesen das Gesicht auf den Rücken.

Das ist für jeden Dämon tödlich!

***

Ich hörte Marras heiseren Schrei und lief noch schneller. Die furchtbarsten Dinge malte ich mir aus. Pater Severin fiel leicht zurück.

Jetzt kam mein häufiges Jogging zum Tragen.

Als ich die Lichtung erreichte, auf der die Mühlenruine stand, sah ich, wie die beiden ghoulähnlichen Wesen hineinstürmten. Meine Sorge um Marra verdoppelte sich.

Doch Sekunden später machte mein Herz einen Freudensprung, denn ich sah die weiße Hexe. Sie war nicht allein, hielt die Hand eines jungen Mannes und rannte mir entgegen.

»Xendarro, der Vampir, und die beiden Höllenschergen kämpfen um mich!« keuchte die Astrologin.

»Egal, wer gewinnt, gegen den Sieger werde ich antreten«, sagte ich und reichte die beiden an Pater Severin weiter.

Kampflärm drang aus der Ruine. Ich lief weiter. Wer der junge Mann war und was er hier zu suchen hatte, würde ich später erfahren.

Atemlos erreichte ich die Mühle, in deren verfallenem Gemäuer ein erbitterter Kampf zwischen Dämonen tobte.

Xendarro hatte einen der beiden Höllenschergen erledigt, und jetzt nahm er sich den anderen vor.

Es war mir völlig egal, wer siegte, der Preis würde eine geweihte Silberkugel von mir sein!

Der Colt Diamondback lag bereits in meiner Hand, doch ich griff in

das Geschehen nicht ein. Erst den, der übrigblieb, würde ich aufs Korn nehmen.

Der Höllenscherge hatte sich von Xendarros weitem Umhang befreit und sprang auf die kurzen Beine. Der Vampir überragte seinen Gegner um einen Kopf.

Schlank war er, und seine Wangen sanken unter den Backenknochen ein. In der Blässe seines Gesichts loderten haßerfüllte, blutunterlaufene Augen.

Da Marra und der Junge die Ruine verlassen hatten, hatte es Xendarro sehr eilig, mit seinem Gegner fertigzuwerden. Der Vampir legte es auf einen Blitzsieg an, um der weißen Hexe und ihrem Begleiter folgen zu können.

Solange der Scherge lebte, war das nicht möglich, deshalb griff Xendarro ihn grimmig an. Der Gedrungene ließ die Höllenpeitsche pfeifen, und Xendarro kam nicht schnell genug zur Seite.

Das schwarze Leder streifte ihn und ließ ihn aufbrüllen. Er faßte sich an die Schulter und brauchte mehrere Sekunden, um sich zu sammeln.

Diese kurze Zeitspanne versuchte Magos Scherge in einen Sieg zu verwandeln. Er drang auf Xendarro ein. Der Vampir rettete sich nur mit Mühe und Not vor den vielen Schlägen.

Aber dann fing er sich wieder und drehte den Spieß um. Sein Faustschlag warf den Schergen gegen die Wand. Xendarro trat auf den Strang der Höllenpeitsche.

Abermals schlug er in die grün glänzende Fratze, und der Scherge ließ die Peitsche los. In wenigen Augenblicken mußte es einen Sieger geben, das stand für mich fest, und darauf bereitete ich mich vor.

Im Moment sah es danach aus, als ob Xendarro gewinnen würde, und ich irrte mich nicht. Der Blutsauger legte seinen ganzen Haß in diesen Kampf.

Er wollte sich die weiße Hexe von Magos Schergen nicht streitig machen lassen. Da sie aber so vermessen gewesen waren, sich mit ihm anzulegen, sollten sie seine Kraft zu spüren bekommen.

Xendarro und das Höllenwesen stürzten, wälzten sich über den staubigen Boden von mir weg, ich vernahm ein kurzes Knirschen, und dann war das gedrungene Wesen erledigt.

Ich hob sofort den Diamondback, um dem Vampir die Siegesprämie zukommen zu lassen. Xendarro erhob sich, und im nächsten Moment weiteten sich meine Augen, denn hinter dem Blutsauger bildete sich ein Feuerkegel, und ich wußte, was das zu bedeuten hatte.

Jetzt kam Mago, der Schwarzmagier, persönlich!

***

Der Jäger der abtrünnigen Hexen griff selbst in das Geschehen ein!

Er materialisierte in diesem feuerroten Kegel, dessen Licht das Innere

der verfallenen Mühle erhellte.
Wie stets trug er seinen braunen Lederwams. Seine Haut war granitgrau, er hatte spitze Ohren und eine schwarze gespaltene Zunge, die in diesem Moment aus seinem Maul flatterte.
Ich erinnerte mich an die kräfteraubenden Kämpfe, die ich dem Jäger der abtrünnigen Hexen geliefert hatte.
Seit unserem letzten Zusammentreffen war viel Zeit vergangen, und Magos Macht hatte stark zugenommen, denn er war im Besitz des Höllenschwerts, jener ungeheuer starken Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben.
Ammorgh, der Geierdämon, hatte sie besessen, und Mr. Silver hatte sie ihm abgenommen. [3]
Ammorgh starb durch das Höllenschwert, und mein Freund kämpfte sich damit zum Tunnel der Kraft auf der Prä-Welt Coor durch.
Aber Mr. Silver blieb nicht allzu lange im Besitz des Schwerts.
Während unserer Abwesenheit verwüstete Mago mein Haus und holte sich die Waffe, die ich nicht anfassen durfte, denn mein Wille war nicht stark genug, mir das Höllenschwert Untertan zu machen.
Es war einst auf dem Amboß des Grauen für den Dämon Loxagon geschmiedet worden, und es hieß, daß derjenige den Namen der Waffe erfahren würde, der die Klinge in Loxagons Grab stieß.
Der Haken an der Geschichte war nur, daß niemand wußte, wo sich dieses Grab befand. Roxane und Mr. Silver hatten es bereits vergeblich gesucht, und mit Sicherheit hatte auch Mago schon alle Anstrengungen unternommen, um es zu finden.
Erst der, der den Namen des Höllenschwerts kannte, konnte es völlig unterwerfen, ansonsten bestand immer die Gefahr, daß die Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben sich in einem Moment der Unachtsamkeit sogar gegen ihren Besitzer wandte.
Ich ließ den Colt Diamondback sinken.
Mago war gekommen, um Xendarro zu bestrafen. Der Vampir wollte die abtrünnige Hexe für sich haben, hatte verhindert, daß Magos Schergen sie fassen konnten.
Dafür sollte er nun büßen.
Der Schwarzmagier trat aus dem roten Feuerkegel, der hinter ihm langsam in sich zusammenfiel. Xendarro fuhr herum und erblickte den Jäger der abtrünnigen Hexen.
Mago stützte sich auf das Höllenschwert und starrte den Blutsauger durchdringend an.
»Wer bist du?« fragte der Untote.
»Ich bin Mago, der Schwarzmagier!« zischelte sein Gegenüber.
Ich wußte nicht, ob Mago mich bemerkt hatte, jedenfalls wollte ich mir diese einmalige Chance, ihn fertigzumachen, nicht entgehen lassen.

Der Colt Diamondback reichte allerdings nicht für Mago; ich mußte ein schweres Geschütz auffahren. Vorsichtig ließ ich den Revolver in die Ziegenlederhalfter gleiten, und während sich Magos ganzer Haß gegen den Vampir richtete, knöpfte ich mein Hemd auf.

»Es mißfällt mir, was du getan hast!« zischelte Mago mit seiner gespaltenen Zunge.

»Was geht dich das an?« erwiderte Xendarro zornig.

»Es waren meine Schergen, die du vernichtet hast!«

»Sie hätten mir nicht in die Quere kommen dürfen! Die weiße Hexe war mein Opfer!«

»Die Hexe verwirkte ihr Leben in dem Augenblick, wo sie sich dem Guten zuwandte!« sagte Mago scharf. »Ich bin von der schwarzen Macht ausersehen, abtrünnige Hexen zu jagen und zu töten, und meine Schergen helfen mir dabei! Folglich gehört die abtrünnige Hexe mir! Und das wiederum heißt, daß *du* meinen Schergen in die Quere gekommen bist!«

Der Vampir erkannte seine Unterlegenheit und versuchte sich mit Ausflüchten zu retten. Er behauptete, noch nie von Mago und dessen Aufgabe gehört zu haben, doch das war unmöglich.

Jedes schwarze Wesen wußte, wer Mago war.

»Knie nieder!« befahl der Schwarzmagier dem Blutsauger.

»Ich überlasse dir die weiße Hexe…«

»Auf die Knie!« herrschte Mago den Vampir an, und dann ging alles sehr schnell.

Ich hakte den Dämonendiskus von meiner Halskette los. Die milchigsilbrige Scheibe, an der Kette nur handtellergroß, verdreifachte ihre Größe in meiner Hand.

Im selben Moment sah ich das Höllenschwert hochzucken. Mago hieb dem Vampir die Waffe mit der Breitseite auf die Schädeldecke.

Xendarro fiel auf die Knie, und dann kam der tödliche Streich.

Ein blendendes Gleißen ging dabei von der Schwertklinge aus.

Ich hob die linke Hand schützend vor meine Augen und holte mit der rechten aus, um den Diskus zu schleudern.

Als das Gleißen erlosch, war Xendarro verschwunden. Leider aber auch Mago, der die drohende Gefahr rechtzeitig erkannt haben mußte.

Ich befand mich allein in der Mühlenruine, stand da, wie ein Diskuswerfer, der noch nicht werfen durfte.

Wütend hängte ich den Diskus wieder an die Kette und verließ die Ruine.

Von Pater Severin erfuhr ich, wer der Junge war, und Marra leistete auf eine Weise Abbitte, die es mir unmöglich machte, ihr noch irgend etwas nachzutragen: Sie gab mir einen Kuß und sagte schlicht und einfach: »Verzeih mir.«

Was hätte ich da noch anderes tun können.

Granadell war für Marra als Versteck wertlos geworden, da Magos Schergen sie hier gefunden hatten. Sie sagte, sie müsse sich nach einen anderen Unterschlupf umsehen, und ich erzählte ihr von Daryl Crennas »Weißem Kreis«, der sie mit offenen Armen aufnehmen würde.

Als wir tags darauf nach London zurückkehrten, saß zwischen Pater Severin und mir Marra, die weiße Hexe…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 45 »Der brennende Tod«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 27 »Im Tempel der schwarzen Chimäre«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«